

OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München und der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT, Berlin“.

Herausgeber: Dr. Falk Schupp, Berlin, Prinz Albrechtsstraße 3. Verlag: J. F. Lehmann, München, Paul Heyse-Straße 26.

2. Augustheft 1916

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die vierspaltige Petitzelle. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 62
(Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank)

1. Jahrgang Nr. 16

Inhalt.

Originalarbeiten:

- Panoff, Bulgarien und die ukrainische Frage. S. 241.
Valentin, Die Turko-Tataren des europäischen Rußlands. S. 242.
Nötzel, Die Wurzeln des russischen Uebelwollens. S. 247.
Hellberg, Finnland und die Entente. S. 248.
Leonhard, Die neue Literatur der Ukraine. S. 250.

Originalarbeiten ferner:

- Tomaschowskyj, Das kirchenpolitische Gesicht der ukrainischen Frage (Schluß). S. 254

Mitteilungen:

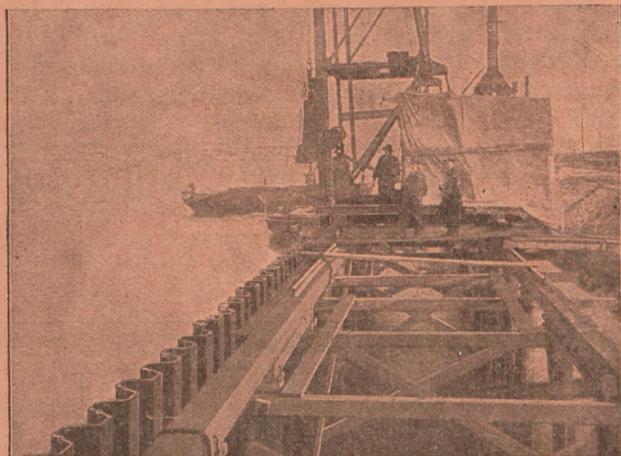
- Gegenüberstellung des deutschen und österreich-ungar. Zolltarifes. S. 256.

Papierfabrik Bohnenberger & Cie. Lieferung bei Pforzheim

Seit Kriegsbeginn mit
der neuerstellten Fabrik
wieder im vollen Betrieb

Alle Arten von Werkdruck-,
Post- und Normalpapieren
Kunstdruckpapier

D. R. P. „Rothe Erde“ Ausl.-Pat. SPÜNDWAND



Mit Vorteil anwendbar bei:

Hafenanlagen, Gründungen, Brückenpfeilern,
Schleusenwänden, Laderampen, Ufermauern,
Baugruben u. vielen anderen schwierigen
Arbeiten im Wasser- u. Tiefbau

**Gelsenkirchener
Bergwerks-Akt.-Gesellsch.**

Abt. Aachener Hütten-Verein. Aachen - Rothe Erde.

Man verlange Formenhefte.

Mitteilungen.

Die Millionenverluste der feindlichen Handelsflotten. Die Verluste unserer Feinde an Handelsschiff-Tonnage sind weit größer als im allgemeinen angenommen wird. Es kommen wohl von Zeit zu Zeit Angaben in den Zeitungen, die die Tonnagezahl von versenkten feindlichen Handelsschiffen innerhalb kürzerer Zeiträume melden. Diese Zahlen bleiben aber nicht im Gedächtnis haften. Da ist es denn eine sehr verdienstvolle Arbeit eines Marinefachmannes, der sich der nicht so leichten Aufgabe unterzogen hat, alle unseren Feinden seit Kriegsbeginn zugefügten Verluste an Handelsschiffen sozusagen systematisch zusammenzustellen und auf diese Weise uns vor Augen zu führen, was unsere Kriegsschiffe, U-Boote Gewaltiges geleistet haben, trotzdem dem U-Boot-Krieg leider engere Grenzen gezogen worden sind. Diese Zusammenstellung findet sich in Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten,* dem nachstehende Zusammenstellung entnommen ist. Danach wurden in der Zeit vom August 1914 bis Ende Mai 1916 an Schiffen der Vierverband-Staaten

1. durch deutsche Kreuzer und Hilfskreuzer im Auslande aufgebracht und versenkt:			
durch den Kreuzer Emden	17	Schiffe mit	73895 Tonnen
" " " Karlsruhe	17	" "	76609 "
" " " Dresden	5	" "	16080 "
" " " Leipzig	3	" "	12149 "
" " " Königsberg	1	" "	6800 "
" " Hilfskreuzer Kaiser Wilhelm d. Gr.	3	" "	10458 "
" " " Kronpr. Wilhelm 13	13	" "	53659 "
" " " Prinz Eitel Friedr. 10	10	" "	30049 "
" " " Möve	15	" "	57746 "

Im ganzen somit 83 Schiffe mit 337445 Tonneu

Davon waren			
englisch	70	Schiffe mit	293181 Tonnen
französisch	10	" "	35105 "
russisch	2	" "	4837 "
belgisch	1	" "	4322 "

2. wurden vernichtet durch Unterseeboote, Minen, Kriegsunfall:

621 Handelsschiffe mit zusammen	1769294	Tonnen, und
350 Fischerfahrz. " "	51290	" "
im ganzen 1054 Schiffe mit zusammen	2158029	" "

Davon			
englisch	847	Schiffe mit zus.	1758501 Tonnen
französisch	94	" "	194389 "
russisch	51	" "	72091 "
italienisch	39	" "	76772 "
belgisch	18	" "	24679 "
japanisch	5	" "	1597 "

Hierzu sei noch bemerkt, daß die Zusammenstellung nur die bekannt gewordenen, in der Presse genannten Handelsschiffsverluste enthält; es ist aber außerdem eine große Zahl weiterer Handelsschiffe verloren gegangen, die nicht bekanntgegeben wurden.

Wir wiederholen:

1054 Schiffe mit zusammen 2 158 029 Registertonnen haben die Staaten des Vierverbandes seit Kriegsbeginn bis Ende Mai 1916 verloren!

Das erwähnte Taschenbuch der Kriegsflotten bringt auch noch eine genaue Zusammenstellung der feindlichen Kriegsschiffsverluste, nach Ländern geordnet; bei jedem sind die Schiffe nach ihrer Bauart angeführt. Ferner sind Zeit, Ort und Art des Verlustes jeweils genau angegeben.

*) J. F. Lehmanns Verlag, München.

Danach haben verloren:

	Linien-Schiffe	Panzer-Kreuzer	Geschütz-Kreuzer	Kanon-Boote	Torpedo-boots-zerstörer	Torpedo-Boote	U-Boote	Hilfs-Kreuzer usw.	Zu-sammen
England	11	15	11	2	37	5	19	46	146
Frankreich	1	2	—	1	9	5	9	8	35
Italien	1	2	—	—	2	3	4	3	15
Rußland	—	1	1	3	4	—	2	7	15
Japan	—	—	1	—	1	1	—	2	5

Außerdem noch 3 Torpedo- bzw. U-Boote, deren Herkunft nicht genau festgestellt werden konnte

Die feindlichen Staaten haben somit seit Kriegsbeginn verloren an Kriegsfahrzeugen 219

Aber auch diese Zahl erreicht die Wirklichkeit nicht; denn in den obigen Zahlen sind nur die bis jetzt bekannt gewordenen Verluste enthalten; es ist jedoch zweifellos, daß noch weitere Verluste entstanden sind, über die Nachrichten fehlen. Immerhin können wir uns an Hand des Taschenbuches der Kriegsflotten ein Bild machen, wie außerordentlich die feindlichen Flotten durch Kriegs- und Handelsschiffs-Verluste geschädigt worden sind. Daß sich diese noch weiter mehreren mögen, ist unser aller Wunsch.

(m)

Ein russischer Finanzbeamter über die Ukrainer. Kurz vor Ausbruch des Krieges erschien in der „Revue Politique Internationale“ ein Aufsatz „Das ukrainische Problem in Rußland“, der nicht nur seines Inhaltes, sondern auch des Verfassers wegen sehr beachtenswert ist. Der Verfasser ist nämlich Georges Raffalovich, der bekannte Finanzagent des russischen Finanzministeriums in Paris.

Er weist auf das Erstarken der nationalistischen Bewegung unter den 35 Millionen Ukrainern hin, deren Stimme sich immer lauter erhebt, „wie die eines heranziehenden Orkans“.

„Peter der Große unterwarf die Ukraine einer blutigen Verfolgung, deren unversöhnlicher Charakter sich in wenigen Worten ausdrückt: Er führte die Sklaverei in die Ukraine ein.“

„Katharina II. trat noch viel heftiger auf.“ „Die Geschichte Rußlands seit Peter dem Großen bis auf unsere Tage enthält eine lange Liste von Ukasen, die gegen alle Aufhebungen des nationalen Lebens in der Ukraine gerichtet sind. Und doch, trotz aller dieser Anstrengungen, ist ihr nationales Leben heute tiefer als je.“

„Die Hoffnungen, welche man auf die Revolution und das Oktobermanifest gesetzt hatte, sind für die Ukraine in keinem Punkte erfüllt worden. In der ersten Duma gab es 80 ukrainische Abgeordnete; die zweite hatte noch 42. Jetzt hat das Land keinen einzigen mehr. Es ist verboten, sich den Wählern als ukrainischer Abgeordneter vorzustellen.“

Eine Folge dieser Behandlung kennzeichnet Raffalovich folgendermaßen: „Heute schon schicken viele Ukrainer, wenn sie die Mittel haben, ihre Kinder zur Vervollständigung ihrer Erziehung nach Österreichisch-Galizien, um dort in voller Freiheit die Geschichte, die Literatur und besonders die Geschichte ihrer Vorfahren kennen zu lernen.“

„Das ukrainische Leben war niemals das gleiche wie das moskowitzische Leben. Alle Reisenden haben das festgestellt. Heute, nachdem der ukrainische Bauer weiß, worin er sich vom Moskowiter unterscheidet, geht die Bewegung der Befreiung des Geistes mit Riesenschritten vorwärts.“

Im übrigen sei auf die Lektüre des Aufsatzes selbst hingewiesen. (Z.)

H. v. L.

Der Neue Dreibund

Ein politisches Arbeitsprogramm für das gesamte deutsche Volk und seine Freunde
Von Franz Köhler

13.—14. Auflage. Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—

Versagt hat die im Frieden von vielen angestrebte Kulturgemeinschaft. Neue Bahnen gilt es einzuschlagen, wenn wir eine Gewähr haben wollen, künftig mit grösserer Ruhe unserer Arbeit leben zu können. Fieberhaft suchen wir in dem Gewirr der Meinungsäusserungen nach einer Lösung. Frankreichs ehrgeizige Machtansprüche, Englands anmassende Weltherrschaft, die drohende Ueberflutung durch Rußland sind die Gefahren, gegen die wir uns für alle Zeit sichern müssen. Welche Anlehnung in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung vermag Deutschland genügend stark und unabhängig zu gestalten? In der Köhlerschen Schrift wird ein klares Ziel gezeigt. Faktoren von überragender Bedeutung führten zum „neuen Dreibund“. Der Kitt, der sie bindet, ist der gemeinsame äussere Feind, Gemeinsamkeit der Interessen nach innen, gefördert durch Kulturwerke, die sich den Größtsten menschlicher Schöpferkraft würdig an die Seite stellen. Es ist kein einseitig deutsches Zukunftsprogramm, das hier aufgerollt wird, sondern ein Zukunftsprogramm, das der Entwicklung aller Beteiligten weitesten Spielraum eröffnet und somit der umfassenden Bedeutung dieses Krieges gerecht wird. Bringt er uns diese Entwicklung, dann wird dieser Krieg ein Segen für unser Volk werden.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Strasse 26.

OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München und der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT, Berlin“.

Herausgeber: Dr. Falk Schupp, Berlin, Prinz Albrecht-Str. 3. Verlag: J. F. Lehmann, München, Paul Heyse-Str. 26.

2. Augustheft 1916

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26
(Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank.)

1. Jahrgang Nr. 16

Bulgarien und die ukrainische Frage.

Von Prof. T. Panoff, Hauptmann d. R., Sofia.

Noch vor wenigen Jahren war die ukrainische Frage bei uns in Bulgarien recht unbekannt und lediglich Eigentum der begrenzten intelligenten Kreise.

Es war nicht Gleichgültigkeit für diese wirklich interessante und für die Bulgaren so lehrreiche Frage, sondern der einzige Grund dafür ist der, daß von der Befreiung an bis jetzt das kleine, aber heldenhafte Bulgarien sich in beständigem, ununterbrochenem Kampf befand. Es mußte alle seine jungen, noch nicht erstarkten Kräfte anspannen, um die eigene Lage zu konsolidieren, sowohl dem internationalen Auslande, wie dem eigenen Lande gegenüber. Hierzu wurden von dem kleinen Volk tatsächlich unerhörte Anstrengungen verlangt.

Außerdem lag auf den Schultern des noch nicht ganz gefestigten Reiches die Lösung der wichtigen internationalen Frage — der mazedonischen, wo sich eine Menge Interessen großer Staaten, die sich im Geheimen befehdeten, kreuzten. In den letzten zwanzig Jahren hat das junge Bulgarien für die Lösung dieser Frage übermenschliche Anstrengungen gemacht, es hat seine besten geistigen und materiellen Kräfte geopfert, den Sentimentalismus seiner historischen Vergangenheit zerrissen und endlich *va banque* gespielt und seine nationalpolitische Unabhängigkeit auf die Karte gesetzt — denn die richtige Lösung der mazedonischen Frage war für Bulgarien eine Frage des Lebens oder des Untergangs.

Bei dieser alles verschlingenden Aufmerksamkeit für die eigenen Schmerzen wäre es ungerecht, zu verlangen, daß das bulgarische Volk mit gebührender Aufmerksamkeit die auswärtigen Fragen verfolgen sollte, die, wenn sie auch ein lebhaftes Interesse für das Land haben, doch in entfernteren Beziehungen zu ihm stehen.

Man begann bei uns die ukrainische Frage lebhaft zu erörtern unmittelbar nach Ausbruch des europäischen Krieges, als man überhaupt die alten Werte anders einzuschätzen begann, als man anfangs, so viel über das Schicksal der kleinen Völker in Europa zu reden und zu schreiben.

Ins Volk getragen wurde die ukrainische Frage in Bulgarien von den ruthenischen Vorkämpfern in

Sofia und besonders von Herrn Dr. Dechelski, der mit seinen beiden herrlichen Schriften das bulgarische lesende Publikum mit dem Wesen der Frage bekannt machte.

Die Beziehungen des bulgarischen Publikums zur ukrainischen Frage waren verschiedene. Einige vereinzelte Personen aus der sogenannten „slawischen Freundschaft“ in Sofia, für die immer und in allem die Unfehlbarkeit Rußlands größer ist, als die des Papstes, griffen die Popularisatoren der ukrainischen Frage heftig an und wiederholten immer wieder, daß weder die Ukraine vorhanden wäre, noch die ukrainische Sprache, Literatur, das Volk usw., in folgedessen sei die ukrainische Frage widersinnig und könnte nur durch das Prisma der slawischen Frage betrachtet werden.

Aber ein großer Teil unserer Intelligenz und beinahe das ganze Publikum stellte sich auf die Seite der Ukrainer, die für die Idee der ukrainischen nationalen Wiedergeburt kämpften. Etwas anderes hätte man auch nicht erwarten können. Den Hungrigen versteht nur der Hungrige. Bulgarien hat so viele Jahre für seine Befreiung und Vereinigung gekämpft, es kennt also den Preis eines solchen Kampfes und muß aus tiefster Seele die Strebungen eines anderen Volkes zur Unabhängigkeit mitempfinden. Das wurde durch unsere Presse und verschiedentliche Kundgebungen des Publikums energisch hervorgehoben.

Das große Interesse des bulgarischen Publikums für die ukrainische Frage, das seit Beginn dieses Krieges gezeigt wird, geht auch aus der Tatsache hervor, daß diese Frage für uns Bulgaren sehr belehrend ist, sowohl in ihrer historischen Entwicklung, als auch in ihrer augenblicklichen Lage.

Als Bulgarien noch am Kreuzwege stand und noch nicht an diesem Kriege teilnahm, fing es bei der Wahl seine Stellungnahme an, Fragen, die es früher nur oberflächlich gestreift hatte, scharf und kritisch zu betrachten.

Die Bulgaren prüften die russisch-bulgarischen Beziehungen in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und mußten kritisch bei den russisch-ukrainischen Beziehungen, die so lehrreich sind, verweilen. Sogar dem Blinden ging es auf: sowohl Moskowiter wie

Ukrainer sind „Slawen“, — und trotzdem wurde das unabhängige „slawische“ ukrainische Reich durch Rußland mit unerhörter Brutalität vernichtet, — wird das selbe slawische Rußland uns Bulgaren-Hunnen schonen, die es verächtlich „Tataren“ nennt? Außerdem stand das Beispiel des Jahres 1913 noch so frisch vor unsern Augen.

Das slawische Rußland hat mit allen Mitteln die Denkmäler der blühenden ukrainischen Kultur des 9. bis 13. und 17. Jahrhunderts vernichtet. Es ergriff einfach drakonische Maßnahmen gegen die ukrainische „Kiril Metodi-Gesellschaft“, an deren Spitze der Historiker Kostomarov, der Literat Panteleimon Kulisch und der Dichter Schewtschenko standen. Die Gesellschaft wurde im Jahre 1847 eröffnet und Nikolaus I. befahl, alle verhafteten Mitglieder streng zu verfolgen.

Im Jahre 1876, hart vor der Kriegserklärung „zur Befreiung der slawischen Brüder“, gab Rußland ein barbarisches Gesetz für die „slawische“ ukrainische Presse heraus und bemühte sich, diese vollständig zu ersticken und die Ukrainer zu zwingen, die heimische Literatur und Sprache zu vergessen. Alle Maßnahmen Rußlands in bezug auf die Ukrainer hatten überhaupt immer den Zweck der Verrussung; es waren die Maßnahmen wie in einem eroberten Lande. Jedes Streben nach kultureller oder sprachlicher Selbständigkeit wurde unbarmherzig bestraft. Rußland war damit unzufrieden, daß die Ukrainer in Galizien sich voller Freiheit erfreuten, und da letztere in kultureller und ökonomischer Hinsicht eine hohe Stufe erreicht haben, sind sie bemüht, ihre Stammesgenossen in der russischen Ukraine zu erwecken, darum wurde in Galizien russischerseits eine starke Spionage organisiert.

Das Wesen der Politik Rußlands gegenüber den kleinen „slawischen“ Volksstämmen geht klar aus folgenden, ebenso aufrichtigen wie zynischen Worten des hervorragenden russischen Publizisten Mentschikow hervor („Nowoje Wremja“ Nr. 13 972): „Nur die Russen, vielleicht auch noch die Polen, werden ihre nationale Besonderheit bewahren können, die kleinen slawischen Völker aber werden unbedingt von ihren starken Nachbarn verschlungen werden, obgleich sie von Rußland befreit wurden. Unter anderen haben auch die Slowenen, Slowaken, Bulgaren usw. keine Zukunft. Sie können eine solche nur als Slawen haben und unter der Bedingung, wenn sie sich mit dem Hauptstamm des Slawentums — Rußland — vereinigen.“

Mehr als charakteristisch waren die Beziehungen der Russen zu den galizischen Ukrainern, als sie sich eines vorübergehenden militärischen Erfolges erfreuten und einen Teil Galiziens einnahmen. Die ukrainischen Schulen wurden geschlossen, die Bibliotheken zerstört, die Sprache verboten, über tausend hervorragende ukrainische Personen wurden verhaftet und nach Sibirien verschickt — und mehr denn 3000 Kinder riß man gewaltsam von ihren Eltern und schickte sie zur Verrussung nach Rußland.

Die Bulgaren, die das Schicksal des ukrainischen Volkes aufmerksam betrachteten, sahen darin ihr eigenes bitteres Los, wenn sie sich dem Moskauer imperialistischen Panstawismus ergeben und in die Krallen des nördlichen Bären geraten.

Abgesehen von diesen Dingen, erfreut sich die ukrainische Frage in Bulgarien einer besonderen Sympathie; die Bulgaren wünschen von Herzen ein unabhängiges ukrainisches Reich, auch aus rein selbstischen Gründen, aus dem Instinkt der Selbsterhaltung heraus. Es ist niemandem ein Geheimnis, daß Rußland, zu den Meerengen strebend, in erster Linie die Unabhängigkeit der Ukraine und Bulgariens vernichten möchte, da diese ihm den Weg nach Konstantinopel versperren. Darum wäre es für Bulgarien ein großes Glück, wenn die Russen vom Schwarzen Meere zurückgeworfen würden, wenn zwischen dem Balkan und Rußland ein 35 Millionen starkes ukrainisches Reich erstehen würde.

Von diesem Standpunkte aus müssen die Bulgaren die Freiheits- und Unabhängigkeitsbestrebungen von der russischen Tyrannei der Ukrainer begrüßen und aufrichtig mit ihnen sympathisieren.

Diese Sympathien wären noch tiefer, realer, greifbarer, wenn maßgebende ukrainische Kreise sich damit befassen würden, das bulgarische Publikum gründlich mit der ukrainischen Geschichte, Kultur, Literatur und dem schweren russischen Joch bekannt zu machen.

Bulgarien, das jetzt nach so vielen Jahren unermüdlichen Kampfes im Verein mit den mächtigen germanisch-slawisch-ungarischen Mittelmächten seine nationale Vereinigung errungen hat, wird immer die aufrichtigsten Sympathien für das Schicksal des ukrainischen Volkes hegen, mit dem es in Zukunft gegen den gemeinsamen Feind — der russischen Welle vom Norden — Seite an Seite wird kämpfen müssen. (Z.)

Die Turko-Tataren des europäischen Rußlands.

Von M. L. Valentin.

Mit dem Namen der „Tataren“ (der auch m. E. ungenau „Tartaren“ geschrieben wird) verbindet der größte Teil des Publikums nur sehr unklare Vorstellungen, denen noch überdies meist ein verächtliches Moment anhaftet. Vielen ist er der Inbegriff der Roheit, Wildheit und Unzivilisiertheit, die wir den Hunnen und den Mongolen beizulegen gewohnt sind, und der Abscheu und Schrecken, den die Verheerungen dieser letzteren in der Kulturwelt des Mittelalters verbreiteten, zittert noch nach in den Herzen, wenn von „Tataren“ die Rede ist. Zu zeigen, wie unbegründet solche Vorstellungen sind, und daß dieses unglückliche, unterdrückte und schwer unter der russischen Zwangsherrschaft seufzende Volk unsere wärmste Sympathie verdient, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Zunächst aber muß hervorgehoben werden, daß es irrig ist, die heutigen Tataren mit den Mongolen zu identifizieren; denn die ersteren sind vielmehr türki-

schen Stammes. Der Name „Tataren“ dürfte daher richtiger gar nicht auf sie angewendet werden, hat sich aber dennoch vollständig eingebürgert. Als nämlich Dshingis-Chan mit seinen Scharen im Anfang des 13. Jahrhunderts in Osteuropa einbrach, da marschierte in seiner Avantgarde ein Mongolenstamm namens „Tata“. Dies veranlaßte die Russen, welche das erste Opfer dieser Überfälle wurden, die Eroberer als „Tataren“ zu bezeichnen, und von ihnen hat ganz Europa diese Konfusion übernommen. Tatsächlich waren schon in dem damaligen ungeheuren Mongolenreich vorwiegend die fürstlichen Familien und die Anführer rein mongolischen Stammes, während die große Masse des Kriegsvolkes aus den von jenen unterworfenen und mitgeführten Völkern bestand, welche in der überwiegenden Mehrheit demjenigen Zweige der großen ural-altäischen Völkerfamilie angehörten, den man als „Turkstämme“ oder Türken im weiteren Sinne bezeichnet.

Aber nicht bloß diese den Mongolen dienstpflichtigen Türken bilden die Ahnen der heutigen Tataren. Schon Jahrhunderte vor dem Mongoleneinfall und vielleicht schon in vorchristlicher Zeit hat die unerschöpfliche Völkerwiege Zentralasiens zahlreiche Turkstämme aus sich hervorgehen lassen, welche auf dem Boden des heutigen Rußland Fuß gefaßt haben. Als Dschingis-Chan und bald darauf (1237) sein Enkel Batu Osteuropa überfielen und unterwarfen, da fanden sie bereits den ganzen Osten und Süden Rußlands von türkischen Völkern bewohnt vor. Mit diesen sind nun die Eroberer verschmolzen und haben von ihnen nicht nur die mohammedanische Religion, sondern auch die höhere Zivilisation übernommen, deren manche dieser Stämme damals bereits teilhaftig waren. So entstanden die heutigen „Turko-Tataren“.

Unter jenen unabhängigen türkischen Völkern des Wolgagebietes und der sarmatischen Ebene haben mehrere auch in der Geschichte eine Rolle gespielt. Ob auch schon die spurlos verschwundenen Skythen des Altertums dieser Völkerfamilie zuzuzählen sind, ist nur Vermutung geblieben. Dagegen werden die im Mittelalter häufig erwähnten, untereinander und mit den ersten russischen Fürsten normännischen Stammes in Kämpfe verwickelten „Petschenegen“ und „Chasaren“ mit Bestimmtheit den Türken zugerechnet, und sind wohl auch die „Kumanen“, „Usen“ und „Polowzer“ Südrußlands, welche in den beständigen Kriegen um die Wende des ersten Jahrtausends eine Rolle spielen, nur Teile oder Splitter von diesem großen Stamme. Ein besonders mächtiges und angesehenes Volk waren die soeben erwähnten Chasaren. Im 9. Jahrhundert erstreckte sich ihr Reich vom Jaik (Uralfluß) bis zum Dnepr, und war ihre Hauptstadt Itil (Astrachan). Sie trieben lebhaften Handel bis nach Indien, und lieferten den Russen Lehrmeister und Kulturträger. Ihre Fürsten nahmen den mosaischen Glauben an, während das Heer aus mohammedanischen Söldnern bestand.

Diese flüchtige Skizze der Abstammung der Turko-Tataren bedarf zu ihrer Vervollständigung und zum Verständnis der heutigen politisch-sozialen Stellung dieses Volkes noch eines kurzen historischen Rückblickes. Durch den gewaltigen Vorstoß, den die Mongolen in den Jahren 1237 bis 1240 unter Batu bis nach Schlesien und Ungarn hinein unternahmen, wurde die bunt zusammengewürfelte Menge verschiedener Völkerschaften, welche die weite Fläche zwischen dem Ural und Europa bewohnten, von Grund aus auf- und durcheinandergewühlt. Manche schlossen sich den in mehreren Kolonnen und verschiedenen Richtungen vordringenden Siegern an, wie z. B. die Baschkiren, wodurch sie am sichersten dem Mord und Brand entgingen, andere wurden nach beispielloser Verwüstung ihrer Niederlassungen und Niedermetzlung des größten Teiles der Bevölkerung unterjocht, und viele von ihnen sind infolgedessen für immer von der Bühne der Geschichte verschwunden. In dem nun begründeten großen Mongolenreich, der „Goldenen Horde“, dessen Hauptstadt Sarai im Kiptschak der Sitz der Zentralregierung wurde, waren durch den geschilderten Prozeß ungeheure Flächen im Osten und Süden des heutigen Rußland vollständig entvölkert und in Wüsten verwandelt worden. Am besten war es den zahlreichen kleinen russischen Fürstentümern im Zentrum Rußlands gelungen, den Stoß auszuhalten. Sie bewahrten sich gegenüber der Goldenen Horde ein gewisses Maß von Selbständigkeit, waren ihr jedoch steuer- und tributpflichtig. Auch mußten ihre Fürsten beim Regierungsantritt persönlich dem Mongolenchan huldigen und ihre Bestätigung von ihm erwirken. Im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte gelangte dann unter diesen russischen Kleinstaaten das Großfürstentum Moskau durch kluge Politik

gegenüber den Mongolen und durch Aufsaugung der meisten andern kleinen Fürstentümer zu immer größerer Macht und Ansehen, während gleichzeitig das Mongolenreich, dessen innerer Zusammenhalt schon infolge seiner ungeheuren Ausdehnung nur ein lockerer war, immer mehr zerbröckelte, bis es um die Wende des 15. Jahrhunderts vollständig abzuschütteln. Bei ihrem Rückzuge vom osteuropäischen Boden hinterließ jedoch die Goldene Horde als Überreste ein paar kleine turko-tatarische Staaten, die Stammländer der heutigen russischen „Tataren“, mit deren Charakter und Schicksal wir uns nun zu beschäftigen haben. Es kommen dabei auf europäischem Boden hauptsächlich zwei Gruppen in Betracht: die Wolga-Tataren und die Krim-Tataren, welche, obwohl durch Religion, Sprache und die gemeinsame Wurzel in der türkischen Völkerfamilie geeinigt, sich doch durch ihre Geschichte und kulturelle Entwicklung so weit voneinander entfernen, daß sie gesondert besprochen werden müssen.

I. Die Wolga-Tataren.

Unter diesem Sammelnamen wollen wir alle Tataren zusammenfassen, welche im östlichen Teile des europäischen Rußland wohnen. Am dichtesten bevölkern sie das Gouvernement Kasan, welches annähernd die Hälfte von ihnen beherbergt. Die übrigen verteilen sich auf Orenburg, Samara, Simbirsk, Wjätka, Saratow, Pensa, Nischni Nowgorod, Perm und noch einige andere Provinzen. Ihre Zahl beträgt etwa 1 200 000. Sie sind die Nachkommen der Bewohner der alten Chanate von Kasan (begründet 1438 durch einen aus Sarai vertriebenen Chan der Goldenen Horde) und von Astrachan, der ehemaligen Hauptstadt der Chasaren, wo ebenfalls im 15. Jahrhundert ein tatarisches Chanat entstand. Da diese Staaten dem sunnitischen Mohammedanismus angehörten, so garieten sie bald unter das Protektorat des „Kalifen aller Gläubigen“, des Sultans von Konstantinopel. Jedoch schon 1552 und 1558 eroberte Iwan IV., der Schreckliche, von Moskau Kasan und Astrachan, welche seitdem ununterbrochen dem moskowitzischen Staate einverleibt geblieben sind. Zwar verlangte die Pforte im 16. und 17. Jahrhundert wiederholt ihre Herausgabe, und tat dies um so energischer, als die Tataren sich bei ihr durch mehrfache Deputationen über die Bedrückungen beklagten, denen sie in religiöser Hinsicht unter dem russischen Szepter ausgesetzt waren. Zweimal schickte Iwan IV. Beruhigungsgesandtschaften an den Sultan, welche diesem versicherten, daß die Tataren in der Ausübung ihrer Religion durchaus ungehindert seien und sich sehr wohl befänden. Und dabei ist es geblieben: die Wolgatataren hatten ihre Selbständigkeit verloren.

In den Kasaner Tataren haben wir indes wohl nicht bloß Reste der Goldenen Horde, sondern ein Mischvolk zu erblicken, zu dessen konstituierenden Elementen besonders auch das alte Kulturvolk der Wolga-Bulgaren gehört. Dieser dem finnisch-ugrischen Zweige der Ural-Altai angehörnde Volksstamm saß schon Jahrhunderte vor der Mongolenzeit an der mittleren Wolga, wo seine reiche und blühende Haupt- und Handelsstadt Bolgar ein Kulturzentrum des gesamten Ostens war. Bolgar und die alte Chasarenstadt Itil, das heutige Astrachan an der Mündung der Wolga in das Kaspische Meer, vermittelten den gesamten Handel zwischen Indien und den nördlichen finnischen und skandinavischen Ländern. Im Jahre 923 zum Islam übergegangen, wurde Bolgar schon damals ein Anziehungs- und Kulturmittelpunkt für die kleinen türkischen Stämme des Ostens. Nachdem dann der Mongolensturm jenes Bulgarenreich vom Erdboden vertilgt hatte, ging seine Kultur dennoch nicht völlig zugrunde. Sie rettete sich in das benachbarte, neu erblühende Kasan,

wo sie unter tatarischem Gewande zu neuem Leben erwachte und wohl zweifellos viel dazu beigetragen hat, daß jener Tatarenstamm die führende Rolle in der moslimisch-tatarischen Kulturwelt übernehmen konnte, die seinen Angehörigen heute noch zukommt. Und wie Bostana bis in unsere Zeit ein geistiger Mittelpunkt für die Kirgisen, Turkmenen und andere mohammedanische Stämme Zentralasiens ist, so wurde Kasan der Sammelpunkt der nördlichen Türken, die unter dem von hier ausstrahlenden Kultureinfluß immer mehr vom Nomadenleben zu einer seßhaften Lebensweise übergingen. In beständigem geistigem und Handels-Verkehr mit dem Süden und auf diesem Wege auch mit den zentralen Quellen des Islam in Asien erreichte Kasan lange vor seiner Unterwerfung durch die Russen eine kulturelle Blüte, welche derjenigen des gleichzeitigen Moskowiterreiches weit überlegen war.

Und diese Stellung haben sich die Kasaner innerhalb des türkisch-tatarischen Stammes bis zur Stunde zu wahren gewußt. Noch heute genießen sie dank ihrer Wohlhabenheit und ihres Bildungsgrades als Mittelpunkt und Träger der moslimisch-tatarischen Kultur die größte Achtung bei ihren Stamm- und Glaubensverwandten, den Baschkiren, Kirgisen und andern asiatischen Türken, aber auch bei den Krim-Tataren. Noch heute blicken sie auf die Russen mit Verachtung herab. Noch heute sind sie eifrig bestrebt, unter den Kirgisen, Baschkiren und andern unzivilisierten Stammverwandten das Licht der Bildung und Zivilisation zu verbreiten, und wenn sie hierin keine größeren Erfolge erzielt haben, so liegt das vorwiegend an den Hindernissen, welche die russische Regierung solchen Bemühungen seit jeher in den Weg gelegt hat.

Die Kultur der Wolga-Tataren ist eine rein religiös-mohammedanische. Ist einerseits das alle Lebensbeziehungen absorbierende religiöse und das die gesamte Gefühls- und Gedankenwelt beherrschende konservative Moment dieser Richtung unzweifelhaft ein großes Hemmnis für jede vielseitige und höhere Geistesbildung, so verleiht sie doch dem Widerstande gegen die Verrussungsbestrebungen der Regierung eine gewaltige Kraft. Und diesem Umstande ist es zu verdanken, daß jene Bemühungen der Regierung trotz 350 jähriger Knechtung des Tatarenvolkes auch nicht die allergeringsten Erfolge aufzuweisen haben. Heutzutage besitzen die Wolga-Tataren viele hundert Moscheen, die nach der Sitte des Islam regelmäßig mit Schulen verbunden sind. Und da es außerdem noch selbständige Schulen gibt, so kommt (nach einer noch aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Angabe) auf je 119 Knaben eine Schule, während die Mädchen Privatunterricht genießen. Diese Schulen haben einen streng moslimischen Charakter, und vermitteln allerdings keinen höheren Unterricht als das Koranlesen, Schreiben und Rechnen, sowie besonders auch die Kenntnis der orientalischen Sprachen, des Arabischen und Persischen. Daher hat auch ihre türkische Mundart viele arabische und persische Elemente aufgenommen. Dank diesem Reichtum an niederen Schulen ist die Zahl der Analphabeten unter den Tataren verschwindend gering. Auch wird unter ihnen ein jeder, der des Lesens und Schreibens nicht kundig ist, mit großer Geringschätzung angesehen. Seit etwa 100 Jahren besteht auch in Kasan eine Typographie für orientalische Sprachen, aus der schon eine große Menge von Büchern meist religiösen Inhalts hervorgegangen ist und ihren Weg zum großen Teil auch in die unzivilisierten Gebiete Asiens gefunden hat. Sehr bezeichnend ist, daß russische Bücher ins Tatarische fast gar nicht übersetzt worden sind. Was die Wolga-Tataren bisher an Literatur hervorgebracht haben, bewegt sich größtenteils auf dem theologischen Gebiet oder auf dem des Studiums der orientalischen Sprachen. Doch fehlt es auch nicht an Werken über die

nationale Geschichte. Nationales Leben läßt auch noch die Volkspoesie erkennen, die sich vor derjenigen der osmanischen Türken und der Perser durch Einfachheit und das Fehlen fremder Einflüsse auszeichnet.

Die Hauptbeschäftigung der Wolga-Tataren ist vorwiegend der Handel. Demzufolge ist auch die Mehrzahl von ihnen in den Städten ansässig. Doch gibt es auch noch viele tatarische Dörfer auf dem Lande. Diese zeigen ein von den russischen Dörfern besonders dadurch abweichendes Gepräge, daß die Fenster der Wohnhäuser nie auf die Straße, sondern stets auf den Hof hinausgehen. Machen auch die Dörfer mit ihren engen, krummen, schmutzigen Straßen äußerlich keinen guten Eindruck, so hält doch der tatarische Bauer im Innern seiner Wohnung bedeutend mehr auf Ordnung und Sauberkeit als der Russe. Die gegenteilige Behauptung russischer Autoren ist durchaus zu bestreiten. Schon die zahlreichen rituell vorgeschriebenen Waschungen und die Lehre des Koran: „die Reinlichkeit stammt vom Glauben“ müssen in dieser Hinsicht einen vorteilhaften Einfluß ausüben. Im Innern bedecken Matten und Teppiche den Boden. Das Mobiliar besteht freilich meist nur in einer an den Wänden entlang laufenden breiten Bank mit Kissen und sonstigem Bettzeug und dem in der Mitte stehenden großen Ofen, der mit hellen und grellfarbigen Krügen und Gefäßen geziert ist. Mit zunehmendem Wohlstande und besonders in den Städten wird freilich auch der Tatare diesen bäuerlichen Wohnsitten untreu und richtet sich in mehr europäischer Weise ein.

Den Ackerbau betreibt der Tatare nur mit Widerwillen. Wenn irgend möglich, verpachtet er seinen Acker an einen Russen, Tschuwaschen oder Wotjaken und folgt seinem Drange zum Handel, welcher bei ihm förmlich zu einem nationalen Charakterzug entwickelt ist. Man pflegt hierin eine Wirkung der Beimischung des Blutes jenes handelslustigen Volkes der Bulgaren zu sehen, deren wir oben Erwähnung taten. Besonders wird der Kleinhandel betrieben, und bei dieser Beschäftigung wandern die Tataren nicht nur im ganzen russischen Reich umher, sondern auch tief nach Asien hinein bis Chiwa und Persien. Doch auch manche Gewerbe bevorzugen sie, so besonders die Seifensiederei, Spinnerei und Weberei, ferner die Schuhmacherei, endlich besonders den Beruf der Droschkenkutscher in vielen russischen Städten. Bei diesem regen Erwerbssinn bringen viele es zu Wohlstand und Ansehen. Mehrere Dutzend Fabriken, besonders der Seifen- und Tuchbranche, sind in ihrem Besitz, auch Bergwerke; und eine ganze Anzahl von ihnen besitzt Millionenvermögen.

Ihre sonstigen nationalen Charakterzüge sind nicht unsympathisch. Sie sind nüchtern, gastfrei, intelligent und fleißig, jedoch ehrgeizig und, wenn zu Wohlstand und Bildung gelangt, selbstbewußt und stolz. Trotz des sonst strengen Einhaltens der islamitischen Sitten machen sie doch hiervon eine Ausnahme mit den Frauen, die keineswegs so streng abgeschlossen gehalten werden und viel mehr Freiheit genießen als sonst in der moslimischen Welt.

Vom ersten Anbeginn ihrer Herrschaft über die Tataren hat die russische Regierung sich bemüht, deren Volkstum zu unterdrücken, und in richtiger Würdigung des starken nationalen Haltes, den sie im Islam fanden, besonders ihren Glauben zum Zielpunkte ihrer Verrussungsversuche gemacht. Schon der schreckliche Zar Iwan IV. ließ Tausende gewaltsam zum griechisch-orthodoxen Glauben bekehren und räumte diesen verschiedene Privilegien ein; er duldet keine einzige Moschee in Kasan und zwang die Mohammedaner, in einem besonderen Stadtviertel zu wohnen. (Wie er trotzdem den Padschah in Konstantinopel über das Los der Kasaner zu beruhigen versuchte, haben wir oben gesehen.) Doch

auch hier setzte die unsichtbare Kraft sich durch, welche aller Kultur im Vergleiche zur Unkultur innewohnt. Schon nach einem Jahrhundert hatte Kasan bereits wieder 250 Moscheen. Und trotz aller möglichen Maßregeln und Schikanen der Russen gegen die moslemische Propaganda gelang es dieser doch, langsam aber sicher vorwärts zu schreiten und auch Baschkiren und Kirgisen in ihren Bereich zu ziehen, unter denen sich die Zahl der Mollas und der Moscheen zusehends mehrte.

Nun wandte sich die russische Regierung einer andern Politik zu: sie beschloß den Islam als solchen zu russifizieren. Katharina II. erließ daher schon 1773 ein Toleranzedikt und gründete 1788 in Ufa eine „mohammedanische Synode“, um damit dem Islam ein offizielles russisches Gepräge zu geben. Doch dieses Mal hatte die listige Kaiserin sich verrechnet. Denn erstens kann der Islam sich in religiösen Dingen keinem andern Herrscher unterwerfen als dem rechtmäßigen Kalifen, wenn er sich auch notgedrungen in politischer Hinsicht eine Fremdherrschaft gefallen lassen muß. Und zweitens brachte der rege Verkehr, in dem die Kasaner Tataren mit den Zentren des islamitischen Fanatismus, besonders mit Bucharas und Turkestan standen, es mit sich, daß ihr Glaubenseifer dort immer neue Nahrung einsog. Folgen doch zahlreiche junge Leute aus Kasan alljährlich den dorthin wandernden Kaufleuten, um auf den Hochschulen Zentralasiens, aber auch in Konstantinopel, Kairo oder Medina, sich zu Mollas auszubilden und, als solche in ihre Heimat zurückgekehrt, hier den Geist des religiösen und nationalen Widerstandes wach zu erhalten und zu stärken.

Und so verknüpft heute noch, wie seit jeher, ein festes Band die Wolga-Türken mit der übrigen Welt des Islam. Je mehr Rußland den Padischah am Goldenen Horn verfolgt und erniedrigt, um so lebhafter entzündet sich die Sympathie der Wolga-Tataren für das verehrte Oberhaupt ihrer Kirche, und um so mehr festigt sich ihr passiver Widerstand gegen die russischen Bedrücker. Und auch heute wieder stehen sie an der Spitze einer das ganze Tatarenvolk umfassenden Bewegung, welche vom Weltkriege eine Besserung seines Loses erhofft. Unserer Sympathie und unserer aufrichtigen Wünsche für das Gelingen ihrer Bestrebungen dürfen sie versichert sein.

In Kürze muß hier noch der „Kereschen“ gedacht werden, d. i. der kleinen Minderheit der Tataren, welche sich zum christlichen Glauben bekennen, und welche zum größten Teil Nachkommen jener von den Russen gewaltsam bekehrten Tataren sind. Ihre Zahl beträgt kaum 28 000. Es ist und bleibt nämlich die christlich-orthodoxe Mission unter den Tataren vollständig aussichtslos, obgleich die Regierung eine Missionsschule in Kasan unterhält, die Psalmen und Hymnen ins Tatarische hat übersetzen lassen und sich in jeder Weise bemüht, die Orthodoxie den Moslimen mundgerecht zu machen. Denn der Kasansche Tatar ist von seiner moralischen und intellektuellen Überlegenheit über den Russen so fest überzeugt, daß er in dem Übertritt eine Selbsterniedrigung erblicken muß. Und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß — wie versichert wird — die Mollas mehr Erfolg unter den Kereschen, als die orthodoxen Missionare unter den Mohammedanern haben.

II. Die Krim-Tataren.

Die Krim-Tataren haben eine wildbewegte Vergangenheit durchlebt, eine dreihundertjährige fast ununterbrochene Reihe von Kämpfen, Überfällen und Kriegen, die sie teils selbständig, teils als Vasallen der Pforte an deren Seite unternahmen, eine Vergangenheit, die manchen glühenden Patrioten, manche Heldenfigur und manches schöne Beispiel von Vasallentreue hervorgebracht hat, und die wohl einer besseren Gegenwart würdig war, als die ist, welche die Überreste dieses Volkes dank den

„Segnungen“ eines hundertjährigen russischen Regiments nunmehr genießen. Ihre Geschichte, und besonders die ihrer Unterwerfung durch Rußland, ist aufs engste mit der Politik und den Schicksalen des Osmanenreichs und namentlich seinen Beziehungen zu Rußland verknüpft. Selbst ihre flüchtige Darstellung würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Dennoch muß ich die wichtigsten Etappen dieses historischen Prozesses in Kürze schildern, um zu zeigen, wie die Krim-Tataren das Opfer einer jahrhundertlang fortgesetzten zielbewußten Politik Rußlands geworden sind.

Vorausgeschickt sei, daß die Krim zur Zeit des Mongoleneinfalles einen Teil des Chasarenreiches bildete und an ihrer südlichen Küste mit genuesischen Kolonien besetzt war, welche aus den schon im Altertum dort vorhandenen griechischen Handelsniederlassungen hervorgegangen waren. Bereits der Mongolenfürst Batu, der Großsohn Dshingis-Chans, begründete nun hier einen Vasallenstaat. Auf seinen Befehl wurde im Jahre 1252 die Hauptstadt Bagdshiserai erbaut. Und aus dem Geschlechte Dshingis-Chans sind dann alle die mehr als 50 Herrscher hervorgegangen, welche den Thron der Krim innegehabt haben und sämtlich den Geschlechtsnamen „Gerai“ führten. Von den Tataren stammt auch der Name „Krim“ her, d. h. Festung.

Im Jahre 1478 ernannte der Sultan Mohammed II. Mengli-Gerai zum Chan der Krim unter seiner Oberhoheit. Die Bedingungen der Annahme des Lehnverhältnisses waren: daß der Sultan nur einen Prinzen aus dem Hause Dshingis-Chans mit der Herrschaft über die Krim belehnen dürfe; daß er keinen Nachkommen Dshingis-Chans töten lassen dürfe; daß die Länder der Prinzen aus diesem Geschlecht eine unverletzliche Freistätte bilden sollen; daß eine schriftliche Bitte des Chans nie eine abschlägige Antwort erhalten solle; daß der Chan fünf Roßschweife führen dürfe; und daß der Chan zu jedem Feldzuge 120 Beutel für den Unterhalt seiner Leibwache und 80 Beutel für seine Mirsen und sonstigen Diener erhalte. Die höchsten staatlichen Würdenträger waren der „Kalga“, d. i. der Stellvertreter des Chans, und der „Nureddin“, d. i. der „zweite Nachfolger“.

Der Charakter der Regierung war ein durchaus kriegerischer. Zunächst herrschte noch Frieden und Freundschaft mit Moskau. Aber dieses gute Verhältnis wurde getrübt, als Iwan IV. Kasan und Astrachan erobert hatte. Die Pforte verlangte mehrmals die Wiederherstellung dieser Reiche, weil die Russen dort den Islam zu unterdrücken versuchten, und ebenso verlangte es dringend der energische und ehrgeizige Chan der Krim Dewlet-Gerai. Iwans Unnachgiebigkeit und Falschheit hatten dann zur Folge, daß Dewlet-Gerai Moskau überfiel und (1571) einäscherte. Und der Wüterich Iwan, der Schrecken aller seiner Untertanen, mußte sich vor dem Tataren-Chan zu Boden werfen und die schimpfliche Bedingung der Tributpflicht übernehmen, von der erst Peter I. Rußland befreite.

Das nun folgende Jahrhundert bildet eine ununterbrochene Kette von Reibereien zwischen den Kosaken und den Tataren. Unzählig sind die Raubzüge der letzteren gegen Rußland, und ebenso die der Kosaken gegen die Küsten des Pontus. Die Tataren pflegten auf ihren Zügen nicht nur alles zu verwüsten, sondern auch ungeheure Mengen, angeblich oft Zehntausende, von Gefangenen fortzuschleppen, mit denen dann in den Hafentplätzen der Krim ein blühender Sklavenhandel getrieben wurde. Beständig wiederholen sich die Klagen des moskowiter Zaren beim Sultan über die Räubereien der Tataren, und ebenso häufig beantwortet dieser sie mit Klagen über die Untaten der Kosaken. Und die moskowitzsche Regierung, in ihrer Scheinheiligkeit, beteuert dann ihre Unschuld: sie könne nichts dafür, da die Kosaken

von ihr unabhängig seien. Insgeheim aber versorgte sie sie mit Waffen und hetzte sie gegen die Krim.

Wir übergehen die russisch-türkischen Kriege am Ende des 17. Jahrhunderts, welche, mit wechselndem Glücke geführt, so lange keine wichtigeren Ergebnisse hatten, bis Peter I. den russischen Zarenthron bestieg. Von nun an nehmen die Ziele der russischen Politik gegenüber den Türken und Tataren greifbare Gestalt an.

Peter war es in erster Linie darum zu tun, einen Hafen zu erwerben. Zweitens wollte er auch von der demütigenden Tributpflicht gegenüber den Tataren befreit sein. Beide Ziele wurden ihm, nachdem er Asow erobert hatte, im Friedensvertrage zugestanden, den er 1700 mit der Pforte schloß. In Asow an der Mündung des Don sowie auch in Taganrog gab Peter sich nun mit fieberhaftem Eifer dem Schiffsbau und der Begründung einer Flotte hin. Hierüber, wie über den ganzen Friedensvertrag überhaupt, herrschte lebhaftes Unzufriedenheit bei den Tataren. Auf ihrem Throne saß damals wieder ein Dewlet-Gerai, wieder ein kluger, tatkräftiger Fürst, der mit Recht in dem Vorgehen Rußlands eine Bedrohung seines Landes erblickte. An einer eigenmächtigen Wiedereröffnung des Krieges gegen Rußland und an der Parteinahme für Karl XII. von Schweden, der von Peter bei Poltawa vernichtend und entscheidend geschlagen wurde, hinderte ihn leider die Pforte, die den Frieden mit Rußland nicht gestört sehen wollte: wohl eine der folgenschwersten Unterlassungen, die es je gegeben. Denn wie ganz anders hätte die Weltgeschichte sich abgerollt, und welches vielleicht ganz veränderte Bild würde heute Europa zeigen, wenn damals Dewlet-Gerai den Schweden zu einem entscheidenden Sieg über Rußland verholfen hätte? Doch endlich gelang es dem Drängen des Tatarenfürsten, die Pforte davon zu überzeugen, daß ihre eigene Sicherheit durch Peters Flottenbau schwer bedroht sei. In dem nun eröffneten Kriege sah sich Peters kleines und schwaches Heer alsbald am Pruth von einer großen Übermacht der Türken und Tataren eingeschlossen und in gänzlich hoffnungsloser Lage. Und zum zweitenmal versäumte die Pforte, den nie wiederkehrenden Augenblick zu nutzen. Peter, schon zu den weitgehendsten Zugeständnissen bereit, erzielte durch Bestechung des Großwesirs und anderer türkischen Minister im Pruth Frieden (Juli 1711), daß er bloß Asow wieder zurückgeben und Taganrog und einige Dneprfestungen schleifen sollte. Dewlet-Gerais ohnmächtiger Zorn konnte nichts mehr daran ändern, daß der Erbfeind nun doch im großen und ganzen mit heiler Haut entkam, dessen Absichten auf das Schwarze Meer nur einen Aufschub erlitten.

Nachdem dann die kriegerischen Bemühungen der Zarin Anna, ihre Grenzen wieder bis zum Pontus zu erweitern, erfolglos geblieben waren, nahm erst Katharina II. mit der ihr eigenen Energie und Schlaueit wieder die Pläne Peters I. auf. In diesen Kriegen standen die Tataren anfangs unter der Führung des Chans Krim-Gerai, des „letzten Helden der Tataren“. 1769 unternahm dieser einen erfolgreichen Zug nach Südrußland, von dem er weite Strecken verheerte. Doch sollte dies der letzte Tatareneinfall bleiben. Schon bald darauf starb Krim-Gerai, angeblich an Gift. Und seine Nachfolger ließen sich, von Rußland eingeschüchtert, nicht mehr auf ein energisches Auftreten gegen diesen Feind ein.

Katharina gelang es, Asow und Taganrog zu erobern und große Teile der Donaufürstentümer zu besetzen. In diesem Kriege gegen die Pforte stellte sie sich das Ziel, außer der freien Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer die Unabhängigkeit der Krim von der Türkei zu erreichen, und selbst womöglich ein verdecktes Protektorat über erstere zu gewinnen. Das Mittel, dessen sie sich hierzu bediente, ist bezeichnend für die unaufrichtige, intrigante Politik dieser Zarin. Sie schickte 1772 Schtscherbinin als

Gesandten in die Krim, welcher dem Chan folgenden Vorschlag zu machen hatte: Die große Zarin verzichte in ihrer hochherzigen Uneigennützigkeit darauf, die Krim kraft des Rechtes der Eroberung in Besitz zu nehmen, sondern biete ihr die Unabhängigkeit an. Die Tataren sollten offen ihren Abfall von der Türkei erklären, gleichzeitig jedoch an die Kaiserin die Bitte richten, sie möge die Festungen Kertsch und Jenikale (welche den Ausgang aus dem Asowschen in das Schwarze Meer beherrschen) besetzen. Das sei unerlässlich, damit sie die Unabhängigkeit der Krim beschützen könne. Lange sträubten sich die Tataren, auf diese offenkundige Komödie einzugehen. Als dann der eingeschüchterte Sahib-Gerai auf das Drängen der Nogai-Tataren, welche unter russischem Einfluß standen, sich doch endlich zu diesem Schritt verstand, da hatte Katharina — außer ihrem Waffenglück — noch ein Mittel gewonnen, um in dem berühmten Frieden von Kütschük-Kainardshi (1774) die Pforte aufs tiefste zu demütigen und alle ihre Wünsche zu verwirklichen: alle Tataren sollten unabhängig sein, unter der Herrschaft ihrer Chane, in deren Wahl sich weder Rußland noch die Pforte einzumischen hätten. Rußland erhielt Asow, Kertsch und Jenikale, auch die Kabardei (am Nordfuß des Kaukasus), ferner freie Handels-schiffahrt auf dem Schwarzen und aus diesem ins Ägäische Meer. Endlich verpflichtete sich die Pforte, die christliche Religion und Kirche beständig zu schützen. Dieser letztere Punkt ist von der weittragendsten Bedeutung geworden, da er Rußland bis zum heutigen Tage beständig einen willkommenen Vorwand geboten hat, um sich in die inneren Angelegenheiten der Türkei einzumischen.

Aber dieser Friedensschluß brachte der Krim keine Ruhe. Die Tataren, unzufrieden mit dem ihnen von Rußland aufgebotenen Sahib-Gerai, vertrieben ihn und petitionierten beim Padischah, daß er sie wieder unter seine Oberherrschaft nehmen solle. Das geschah zwar nicht. Dagegen zwang Rußland den Tataren, unter Verletzung des eben erwähnten Friedensvertrages, einen neuen Chan auf, den letzten, den sie gehabt haben, Schahin-Gerai, gegen den sie sich jedoch alsbald empörten. Nach langen Verhandlungen und Intrigen kam es 1779 zwischen Rußland und der Pforte zu der „erklärenden Konvention von Ainali-Kawak“, in welcher der Vertrag von Kütschük-Kainardshi in allen Punkten bestätigt, jedoch dahin ergänzt wurde, daß dem Sultan die Investitur des Tatarenchans zustehen solle, die er indes nicht zu verweigern berechtigt sei. Inzwischen hatte sich Schahin-Gerai durch taktlose Maßregeln und seine Neuerungssucht äußerst verhaßt gemacht, und da er auch nicht die Bestätigung des Sultans erlangte, so zwangen die Tataren ihn in einem neuen Aufstande zur Flucht.

Nun glaubte sich Katharina gar keinen Zwang mehr auferlegen zu müssen. Die Unruhen in der Krim boten ihr einen willkommenen Vorwand, und ohne sich auch nur im geringsten an die auf ihr eigenes Betreiben im Frieden von Kütschük-Kainardshi festgesetzte Unabhängigkeit der Krim zu kehren, einverleibte sie mittels Ukases vom 19. April 1783 die Halbinsel ihrem Reiche, mit dem sie seitdem vereinigt geblieben ist.

Was es für das an ein ungebundenes, freies Leben gewohnte Tatarenvolk zu bedeuten hatte, als die russische Zivilisation, das Heer von russischen Beamten und die russische Kirche bei ihnen einzogen, brauche ich nicht erst zu schildern. In Scharen haben sie ihre alte Heimat verlassen, um sich in der Türkei eine neue zu suchen. Und diese Auswanderung ist bis in die neuere Zeit fortgesetzt worden.

So ist denn ihre Anzahl heutzutage nicht mehr beträchtlich (ein paar Hunderttausende). Auch die Krim-Tataren bilden ein stark vermisches Volk. Sind doch die klimatisch so begünstigten Küsten der Krim seit grauer

Vorzeit von den verschiedensten Völkern Europas zu mehr oder weniger dauerndem Aufenthalt aufgesucht worden. Griechen, Goten, Venezianer, Genuesen, Bulgaren und Rumänen sind hier eingekehrt. Besonders aber müssen die Krim-Tataren eine starke Beimischung des Blutes der ebenfalls türkischen Chasaren haben, da ja die Krim bis ins 13. Jahrhundert einen Teil des Gebietes dieses Volkes bildete. In physischer Hinsicht haben sich die Tataren der Ebene einen reineren Typus bewahrt als die wohl mehr vermischten Gebirgsbewohner. —

Die Krim-Tataren sind heute — was ihre kriegerische Vergangenheit nicht ahnen ließ — ein armes, träges und indolentes Bauernvolk. Mit einer wahrhaft orientalischen Genügsamkeit begabt, ziehen sie es oft vor, in ihrem dolce far niente Mangel zu leiden, als sich durch Arbeit Verdienst und ein auskömmliches Leben zu verschaffen. Freilich ist der Ackerbau dort kein dankbarer Beruf. Die häufige Dürre, die Frühjahrsfröste, die Heuschreckenplage machen oft alle darauf verwandte Mühe zunichte. Nur künstliche Bewässerung kann sichere Ernten verbürgen; und daran fehlt es mehr denn je, da die russische Regierung die von den ehemaligen einheimischen Herrschern angelegten und sorgfältig instand gehaltenen Bewässerungskanäle arg vernachlässigt. Auch der Reichtum an Vieh ist gering. In ungeheuren Herden, welche vielen Besitzern gehören, werden die Schafe den Sommer über im Gebirge gehütet, wofür es eine besondere Zunft der berufsmäßigen Schafhirten gibt. Trotz der geringen Ansprüche, die der Tatare an das Leben stellt, liebt er doch in der Einrichtung seiner Wohnung und in seiner Kleidung mehr Luxus und Prunk zu entfalten, als seine Verwandten an der Wolga. Seine Wohnhäuser haben meist das flache terrassenartige Dach der Gebäude des Südens und werden im Innern sauber und in Ordnung gehalten, ebenso auch der Hof, auf dem das Vieh einen besonderen, abgeteilten Raum innehat.

In der Kenntnis und Übung ihrer mohammedanischen Religion sind die Krim-Tataren von jeher hinter den Kasanern zurückgeblieben. War einerseits der kriegerische Geist, der ihre Vergangenheit beherrschte, der Versenkung in das religiöse Leben nicht günstig, so standen sie andererseits auch nie in dem engen Konnex mit den zentralasiatischen Quellen des islamitischen Glaubenseifers, aus denen ihre östlichen Stammesbrüder immer wieder schöpften. Und so stehen sie denn auch heutzutage noch innerlich in einem ziemlich laxen Verhältnis zum Islam, dessen äußere Formen sie jedoch wahren. Auch das Schulwesen wird vernachlässigt, und es gibt ganze Dörfer, in denen der Molla der einzige ist, der den Koran lesen oder schreiben kann. Die Zahl der übrigens kümmerlich dotierten Medressen beläuft sich im ganzen

nur auf 11, und vielfach haben zwei bis drei Dörfer zusammen nur eine Moschee. Die Mollas selbst sind arm, unwissend und wenig geachtet. Doch ist das nicht weiter zu verwundern, sondern gehört nur zu den natürlichen Früchten russischer Kultur. Ist doch auch die Stellung des orthodoxen Popen in den russischen Dörfern sowohl in materieller und intellektueller Hinsicht als auch in Betreff seines Verhältnisses zu der Bauernschaft zumeist eine seines Berufes ganz unwürdige. Um wieviel mehr muß das bei den Tataren der Fall sein, wo die russische Regierung ihr ganzes, ehemaliges, reiches „Wakuf-Vermögen“, aus dem das Kirchen- und Schulwesen bestritten wurde, eingezogen hat, und jetzt nur noch etwa $\frac{1}{10}$ des ganzen Betrages für die genannten Zwecke verwendet!

Daß die geistige Trägheit und Indolenz des Krim-Tataren keineswegs ein seit jeher existierender nationaler Zug, noch auch eine Folge der Sittenroheit seiner Vergangenheit, sondern nur das Produkt des politischen und sozialen Loses ist, das ihm die russische Regierung bereitet hat, indem sie ihn moralisch und intellektuell vernachlässigt und verwahrlosen läßt, ist leicht einzusehen, wenn man beobachtet, wie intelligent der Tatare von Natur ist, und wenn man erwägt, daß auch dieses Volk trotz seiner wilden Kriege eine Art von Literaturblüte erlebt hat. Sehen wir es doch auch an dem europäischen Mittelalter, daß Fehde und Kampf und Roheit der Sitten kein Hindernis für die Entwicklung der Poesie bilden, die ersteren vielmehr vielfach befruchtend auf sie einwirken. So waren auch von den Chanen der Krim manche dichterisch tätig, während andere, wie z. B. Selim-Gerai, sich als Geschichtsschreiber hervortaten. Und nach dem Berichte Taschköprisades, des Verfassers der Lebensbeschreibung osmanischer Gelehrter, lebten im 17. Jahrhundert in der Krim nicht weniger wie 600 Muftis und 300 Schriftsteller. (Siehe Hammer-Purgstall: „Geschichte der Chane der Krim.“ Wien 1856.)

Zwar machen sich auch in der Neuzeit vereinzelte Versuche bemerkbar, welche, privater Initiative entspringend, die Entfaltung nationalen Lebens unter den Krim-Tataren bezwecken, so z. B. die Gründung einer Buchdruckerei in Bagdschiserai zur Herausgabe gemeinnütziger Schriften und die einer tatarischen Zeitung zur Pflege religiös-nationaler Ziele. Doch muß es angesichts des außerordentlich niedrigen Bildungsniveaus der großen Masse fraglich erscheinen, ob diesen Bestrebungen ein Erfolg beschieden sein, ob es ihnen gelingen wird, dies Volk vor dem geistigen Tode zu erretten, dem es beim Gleichbleiben der politisch-sozialen Verhältnisse, weniger infolge aktiver Bedrückung, als infolge der Unterlassungssünden seiner Regierung, verfallen zu sein scheint. (Z.)

Die Wurzeln des russischen Uebelwollens.

Von Dr. Karl Nötzel, Pasing.

Da politische Gegensätze zwischen Deutschland und Rußland völlig fehlen und wirtschaftliche und kulturelle Elementarinteressen ein friedliches Zusammenarbeiten beider Länder als Notwendigkeit erkennen lassen müßten, darum wohl vor allem wird es dem deutschen Volke, das immer geneigt ist, alle andern Völker nach sich selber zu beurteilen, so unendlich schwer, zu begreifen, daß wir Deutsche eigentlich nur einen wirklich unversöhnlichen und nie völlig niederzuhaltenden Feind haben, daß der im Osten wohnt, Rußland heißt und nicht nur unser nationales Dasein, vielmehr auch unsere höchsten Geistesgüter: Freiheit des Gewissens und Freiheit der Forschung mit Vernichtung bedroht. Man muß wohl jahrelang in Rußland gelebt haben — der Schreiber dieses brachte

fast zwei Jahrzehnte dort zu — und die russische Literatur und Publizistik genau kennen, um zu wissen, daß kampflustiges Übelwollen gegen uns Deutsche — als nächste Westeuropäer — das ganze denkende Rußland durchzieht, und es für uns durchaus auf das gleiche heraus käme, ob Kosaken- oder Revolutionsheere in Berlin einzögen: jeder Gedanke würde mit dem Tode bestraft!

Der Hauptrechenfehler, den wir in der Beurteilung von Rußland in seiner Stellung zu uns machen, ist kurz gesagt der, daß wir, von uns aus urteilend, meinen, die Vernunft, das richtig verstandene wirkliche Interesse regle die Beziehungen der Völker zu einander. Wir gehen dabei aber unbewußt von der Voraussetzung aus: die inneren Verhältnisse in allen Län-

dern seien soweit normal, daß zwischen Regierten und Regierung im großen und ganzen Vertrauen herrscht, wenigstens letztere es nicht nötig hat, die Aufmerksamkeit ersterer von ihrem Tun abzulenken und für ihre Sünden im Innern auswärts Sündenböcke zu suchen. Wo aber diese Voraussetzung nicht zutrifft, und das ist doch gerade bei Rußland durchaus der Fall, da bleibt von vornherein ein friedliches Verhalten zu den Nachbarvölkern ausgeschlossen. Aus zwei Gründen: eine solche, ihrer Sünden bewußte und dabei zum Fortsündigen schon um ihrer Selbsterhaltung willen fest entschlossene Regierung wird bereits durch die Natur der Dinge zu ständigen Eroberungskriegen gezwungen. Zunächst lenkt das die Erbitterung des eigenen Volkes auf die bekämpfte Nation ab, ferner wird im Falle des Sieges das nationale Selbstbewußtsein der Bürger völlig kostenlos (für die eigene Regierung) erhöht, während im Falle einer drohenden oder geschehenen Niederlage die Regierung schließlich noch als einzige Organisatorin der nationalen Verteidigung und somit als Retterin erscheint. Das alles ist sehr einfach, die Rechnung stimmt jedesmal, und wohl auch diesmal wird die russische Regierung, die ganz augenscheinlich den Weltkrieg anzettelte als letzte Rettung für sich selber, auch im Falle der Niederlage stärker als je dastehen.

Hinzukommt, daß in einem nicht normal regierten Lande die Gesellschaft schon in rein gefühlsmäßigen Gegensatz tritt zu den normaler regierten Nachbarländern. Natürlich wird — aus durchsichtigen Gründen — dieser Gegensatz von der eigenen Regierung noch überall absichtlich geschürt. Er wäre aber auch so da: erstens beneidet man die freieren Nachbarvölker, zweitens glaubt man sich von ihnen verachtet, weil man eine solche Knechtung erträgt, und schließlich — und das vor allem — glaubt man sich dadurch, daß und wie man gegen diese Knechtung ankämpft, allen Nachbarvölkern überlegen und — da die Tatsachen dagegen sprechen — befindet man sich eben in einer ewig gereizten Überlegenheitsempfindung. Damit haben wir den Schlüssel zur tatsächlich durchaus feindlichen Stimmung der russischen Gesellschaft zu Westeuropa, das heißt vornehmlich zu uns.

Zur Verdeutlichung möchten wir noch hinzufügen, daß jeder politische Despotismus politischen und sozialen Radikalismus erzeugt, und daß vor allem dem Sozialradikalen die Neigung eignet, sich schon seines Bekenntnisses wegen den Bürgern normal regierter Länder nicht nur weit überlegen vorzukommen, vielmehr geradezu verpflichtet, sie zu ihrem Heile zu bekehren — und zwar mit Gewalt —, da er ja aus der Praxis seiner eigenen — despotischen — Regierung gar kein anderes politisches Mittel kennt. Hier erklärt sich die durchgehende, geradezu wütende Feindschaft des revolutionären Rußlands gegen Deutschland — und vergessen wir nicht, daß dieses Rußland den allergrößten geistigen Einfluß ausübt auf die ganze russische Gesell-

schaft. Das Übelwollen gegen uns durchzieht mithin diese von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, und wer Rußland auch nur ein wenig kennt, der weiß, daß dies Übelwollen um so überzeugter und damit um so kritikloser auftritt, je mehr wir uns dem linken Rußland zuwenden. In feinfühligem Begegnen dieser Tatsache wird denn auch im ganzen freieitlichen Rußland immer wieder verkündet — und das schürt natürlich noch die Gereiztheit gegen uns —, wir Deutschen fürchteten nichts so sehr, als daß das russische Volk die Freiheit erlange. Dem ist aber durchaus nicht so. Zunächst ist es nicht deutsche Art, auf dem Unglück anderer das eigene Glück aufzubauen. (Wäre sie es, so wäre dieser Krieg gar nicht zustande gekommen: wir hätten England während des Burenkrieges und Rußland während des japanischen Krieges entsprechend geschwächt.) Und dann glauben wir auch gar nicht, daß ein wirklich freies Volk gefährlich werden könne für irgendwen. Wir fürchten freilich — und das für das russische Volk selber —, daß es statt der Freiheit nur neue, nur umgetaufte Fesseln erhalten werde, und daß die, die sie ihm anlegen, es wiederum in äußere Kriege stürzen werden, damit es nicht dazu komme, sich seiner Enttäuschung bewußt zu werden. Das fürchten wir freilich sehr. Denn wir kennen niemanden, von dem heute dem russischen Volke wahre Freiheit kommen könnte, und darum sehen wir auch kein Ende des russischen Gegensatzes zu uns. Dabei wissen wir aber ganz genau, was uns von dieser Seite her droht, und das sollte auf Jahrzehnte, wenn nicht auf Jahrhunderte, unser Verhalten zu Rußland bestimmen.

Mit den Völkern geht es eben im Grunde genommen ganz ebenso wie mit Einzelpersonen: der Mensch kommt nur dann mit seinesgleichen aus, wenn er mit sich selber in Frieden lebt. Andernfalls wird er immer wieder am Nächsten die Wut über sich selber auslassen und im besonderen im Verachten des Nächsten den ihm selber fehlenden Rest an unerläßlicher Selbstachtung zu ersetzen suchen. Ganz im allgemeinen wird ein mit sich selber Unzufriedener mißtrauisch und gereizt sein gegen jeden Menschen, weil er in ihm die Kritik seiner Person vermutet, die er selber mit aller Gewalt in sich nicht zum Ausdruck kommen lassen will.

Setzen wir statt dieses Menschen Rußland, so haben wir sein seelisches Verhalten zu seinem Nachbar umschrieben. Es ist dabei nur ein Zufall, daß wir es sind, freilich ein Zufall, der vielleicht das Übel noch vergrößert. Denn es eignet nun einmal dem Deutschen, daß er dem, der anders ist wie er, zu einem ständigen Vorwurf wird, und daß das als Absicht empfunden wird, trotzdem, oder gerade weil der Deutsche so durchaus selbstverständlich — als das für alle Menschen einzig Mögliche — das tut, was er als richtig erkannt hat. (Z.)

Finnland und die Entente.

Von Dr. Gustaf Hellberg, Berlin.

In allen Ländern, die zu der kriegführenden Entente gehören oder politisch und moralisch unter ihrem Einflusse stehen, gilt jetzt als unumstößlich der Satz, daß die Entente ins Feld gezogen ist, nicht nur um Europa vom „preußischen Militarismus“ zu retten, sondern auch, um „das Recht der kleinen Nationen“ zu schützen. Es ist gänzlich unnütz, über die Unwahrheit, die alberne Unverfrorenheit dieser Behauptung viel Worte zu verlieren. Sie gehört zu jener gedankenarmen, aber sehr schön klingenden Phraseologie, mit welcher man die wirklichen Macht- und Interessen-

motive, die die Ententegroßmächte in den Krieg getrieben haben, zu verhüllen sucht.

Das Recht der kleinen Nationen — das bedeutet nach dieser Phraseologie: das Recht Belgiens und Serbiens von England und Rußland rücksichtslos gegen die Mittelmächte ausgenutzt, das Recht Bulgariens von seinen rachedürstenden Nachbarn vernichtet, das Recht Polens wieder unter das russische Joch gebracht zu sehen. Und das bedeutet für Finnland: das Recht, langsam, aber sicher von Rußland erdrosselt zu werden.

Es gab doch eine Zeit, wo die öffentliche Mei-

nung in England und Frankreich sich lebhaft für Finnlands Kampf ums Dasein interessierte. Es wurde in den Zeitungen gegen die russische Vergewaltigung Finnlands scharf geschrieben. Es wurden Adressen an den Zaren zugunsten Finnlands von zahlreichen hervorragenden Engländern und Franzosen unterzeichnet. Das Recht Finnlands, als selbständiger Staat innerhalb der Grenzen des russischen Reiches weiter zu bestehen, wurde von den maßgebenden Rechtsgelehrten auch dieser Länder feierlich ausgesprochen. Freilich hatte diese Stellungnahme fast ausschließlich nur eine theoretische Bedeutung. Kein Mensch dachte auch nur einen Augenblick daran, daß Rußlands Politik in Finnland die französische oder englische Regierung veranlassen konnte, in Petersburg Vorstellungen zu machen, die ja dort nur als unbefugter Eingriff in die inneren Verhältnisse Rußlands betrachtet werden und der Entente cordiale möglicherweise schaden würden. Immerhin war diese finnlandfreundliche Stimmung in England und Frankreich der Petersburger Regierung ziemlich unangenehm, was schon in den nicht ganz erfolglosen Versuchen zum Vorschein kam, die russischerseits gemacht wurden, um die englische und französische Presse in der finnländischen Frage zu beeinflussen.

Es kam der Krieg. Daß Finnland darüber nicht nur in England und Frankreich, sondern auch anderswo in der Welt mit einem Schläge vergessen war, darüber wird sich niemand wundern. Lag doch Finnland vorläufig außerhalb des Bereichs der Kriegsoperationen. Wo die Kanonen ihre laute Stimme erhoben, konnte der Notschrei eines nur unter politischem und noch nicht unter militärischem Drucke leidenden Volkes kaum Gehör finden.

Als aber der Krieg sich in die Länge zog, als sich die Ohren der Kämpfer wie der Zuschauer an das furchtbare Getöse einigermaßen gewöhnt hatten, und als man sich mit der künftigen politischen Regelung der politischen Verhältnisse der Welt zu beschäftigen anfang, da kam auch die finnländische Frage allmählich wieder zur Verhandlung. Und zwar wurde die Diskussion auf einen neuen realen Boden gebracht. Es handelte sich nicht mehr nur darum, ob Finnland das formale und moralische Recht für sich hatte, oder ob die Finnländer in ihrem Kampfe sich der Sympathie der mitfühlenden Welt erfreuen dürften. Für dieses wohlwollende, aber praktisch unfruchtbare Theoretisieren hatte man jetzt wenig Zeit übrig. Es handelte sich vielmehr um die ganz konkrete Frage: Liegt es im Interesse der einen oder anderen kriegführenden Partei, Finnland zu seinem Rechte zu verhelfen?

Worauf es zunächst vor allem ankam, war die Haltung Rußlands. Im Herbst 1914 glaubten nicht wenige, daß der Zar seine vielgeplagten finnländischen Untertanen mit holden Versprechungen beglücken würde. Hatten doch die Polen Rußlands gleich am Anfange des Krieges durch das Manifest des Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch die plötzlich erwachende Gnade „Väterchens“ erfahren. Daraus aber wurde für die Finnländer nichts. Im Gegenteil wurde die Verrückung Finnlands unbeirrt vom Kriege weitergetrieben. Rußland zeigte dadurch, daß es die Erhaltung der staatlichen Selbständigkeit Finnlands als mit seinem Interesse unvereinbar erachtete.

Selbstverständlich wurde dies für die Haltung Englands und Frankreichs zur finnländischen Frage bestimmend. Rußland wollte auf die Russifizierung Finnlands nicht verzichten. Also blieb seinen treuen englischen und französischen Bundesgenossen nur eins übrig: zu schweigen. Die Presse schwieg, die Po-

litiker schwiegen. Kaum daß dann und wann verworrene Notizen von den russischen Maßregelungen in Finnland in die Zeitungen gelangten, Notizen, die übrigens durch die offiziöse russische Schönmalerei dementiert wurden. Versuche, die in England vereinzelt gemacht wurden, die finnländische Frage wieder vorsichtig aufzunehmen, wurden von der Zensur rasch vereitelt. Und wer mit den führenden englischen und französischen Staatsmännern über Finnland sprach, stieß auf eine eisige Gleichgültigkeit. Finnland geht uns nichts an; wie können wir uns um eine innere russische Frage kümmern? — so lautete die Antwort.

Aber die Kriegereignisse im Sommer 1915 bewiesen, daß innere russische Fragen sich unheimlich schnell in äußere, allgemein europäische Fragen verwandeln konnten. Polen, Litauen und Kurland wurden von Rußland losgerissen. Finnland blieb zwar auch jetzt noch von der Kriegführung unberührt. Aber bald konnte die Sturmwelle auch seine Küsten erreichen. Mußte vielleicht abermals in Erwägung gezogen werden, ob nicht die Entente gewisse Interessen in Finnland wahrzunehmen hatte?

Was die Frage besonders aktuell machte, war die Haltung Schwedens. Gerade im Sommer 1915 fing dort der Aufschwung der aktivistischen Bewegung an. Es wurde in Zeitungen, in Büchern und Broschüren die russische Gefahr lebhaft erörtert. War es nicht ein Lebensinteresse Schwedens, sich den Zentralmächten anzuschließen, um zur Niederrückung der russischen Macht beizutragen? Durch die fortschreitende Russifizierung Finnlands war die Grenze gegen Rußland tatsächlich von der Nähe Petersburgs bis an den Torneo Elv, den Grenzfluß zwischen Finnland und Schweden, vorgerückt. Die Vernichtung Finnlands als selbständiger Staat war politisch und strategisch eine Vorbereitung gewesen zu einem künftigen Vorstoß Rußlands, um die eisfreien Häfen am Atlantischen Meere zu erreichen und um die unerschöpflichen Reichtümer Nordschwedens an Eisenerz zu gewinnen. Dieser Gefahr konnte Schweden nach der Ansicht der Aktivisten nur durch die Befreiung Finnlands vom russischen Joch vorbeugen. Auch ohnehin war die Rettung der bedrohten schwedischen Kultur im alten Bruderlande eine hohe nationale Aufgabe, die das freiheitliebende schwedische Volk begeistern mußte.

So war die finnländische Frage doch in den Bereich der europäischen Interessenpolitik getreten. Die russische Gewaltherrschaft in Finnland war einer der stärksten Beweggründe, die für den Anschluß Schwedens an Deutschland angeführt werden konnten. Aber das Eingreifen Schwedens in den Krieg wäre der Entente doch sehr unbequem gewesen. Es schien daher im Interesse Englands und Frankreichs zu liegen, Rußland zu Zugeständnissen an Schweden zu bewegen.

Tatsächlich sind im Herbst 1915 Kräfte tätig gewesen, um die Regierungskreise in Paris und London für diesen Gedanken zu interessieren. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß ein bekannter französischer Agent, Herr André Waltz, sowohl in Stockholm als auch in Paris die Sache eifrig betrieben hat und daß diese während des Besuches der schwedischen sog. Studienkommission in Frankreich und England im vorigen Herbst besprochen worden ist. Man redet sogar von Verhandlungen, die im Februar zwischen der französischen und der russischen Regierung darüber stattgefunden haben sollen.

Was aus allen diesen Bestrebungen herauskommen wird, ist schwer zu sagen. Bis jetzt hat Rußland seine Politik gegen Finnland nicht im geringsten geändert, und die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß

es dies niemals freiwillig tun wird. Aber auch angenommen, daß dies doch geschieht, daß eine gewisse Erleichterung des russischen Druckes über Finnland eintritt und daß von seiten der Petersburger Regierung eine Erklärung gegeben wird, daß es nie in ihrer Absicht gelegen habe, die Rechte Finnlands zu verletzen, so wird dies ohne Wirkung bleiben. Es ist möglich, daß es von einigen liberalen und sozialdemokratischen Kreisen in Schweden ausgenutzt werden würde, um die Furcht vor Rußland zu beschwichtigen. Aber so dumm und leichtgläubig ist man in Schweden doch nicht, daß man etwaigen, vom Zwange der Kriegslage hervorgerufenen russischen Versöhnungsphrasen Glauben schenkt.

Noch viel weniger werden die Finnländer selber sich betören lassen. Sie sind sich darüber ganz klar, daß wenn die Entente jetzt an der Milderung der russischen Gewaltpolitik ein vorübergehendes Inter-

esse haben könnte, dies als Garantie für die Zukunft von keiner Bedeutung wäre. Auch von dem etwaigen Siege der demokratischen Parteien in Rußland erhoffen sie keine wesentliche Besserung ihrer Lage.

Nein, Finnland erwartet nichts, hofft nichts, verlangt nichts von der Entente. Es stellt vielmehr alle seine Hoffnungen auf den endgültigen Sieg der Mittelmächte über Rußland. Auch in Deutschland und Österreich-Ungarn hat Finnland für seinen Kampf um das Dasein warme Sympathie und volles Verständnis gefunden. Aber nicht daran knüpfen die Finnländer ihre Hoffnungen, sondern an die Überzeugung, daß das eigene Interesse nicht nur Schweden, sondern ebenso sehr die Zentralmächte zur Lostrennung Finnlands vom russischen Reiche auffordert. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen sie der Entwicklung der Kriegereignisse an der Nordostfront, die auch ihr Schicksal entscheiden werden. (Z.)

Die neue Literatur der Ukraine.*)

Von Dr. Karl Leonhard.

Finnland steht seit 1809, Polen seit 1772, die Ukraine seit 1654 unter russischer Herrschaft. Immerhin hielt sich die Ukraine politisch mehr oder weniger selbständig bis ins letzte Viertel des 18. Jahrhunderts, kulturell sogar bis ins 19. Jahrhundert hinein. Die Unterdrückung setzte zuerst auf dem Gebiete der Religion ein. Im Mittelalter gehörten die Ruthenen der griechisch-katholischen Kirche an, im 16. Jahrhundert wurde die ukrainische Bevölkerung durch den Einfluß Warschaws zum Teil römisch-katholisch und im Jahre 1596 wurde die ukrainische Kirche förmlich mit Rom vereinigt. Späterhin, nach dem Untergang Polens, mußten die Ukrainer wider Willen wieder dem griechisch-katholischen Zarismus sich überantworten, im Jahre 1826 erließ die Regierung ein Verbot, ruthenische Gebetbücher für Unierte herauszugeben, 1832 wurde der griechisch-unierte Klosterbesitz eingezogen und 1839 wurde auf der Synode in Polozk die Aufhebung der unierten Kirche ausgesprochen und die Geistlichkeit gewaltsam zur orthodoxen Kirche gezwungen.

Inzwischen war durch Iwan Kotljarewskij (1769—1838) die erste große Umwälzung der ukrainischen nationalen Literatur in die Wege geleitet worden. Er war nicht nur ein Kind des 18. Jahrhunderts schlecht-

hin, sondern ein solches der Revolution von 1789, und revolutionär sind seine Ideen und Bestrebungen dem Moskowiter gegenüber. Ihm fällt das unsterbliche Verdienst zu, die ukrainische Sprache zur Literatursprache erhoben zu haben. Die Sprache der älteren ukrainischen Dichtung war bis 1458 das Altslawische der Kirchenbücher, dann bis 1798 ein sprachliches Chaos, von dessen fremdsprachlichen Bestandteilen nur das Volkslied frei blieb. Das Jahr 1798 erst schenkte der ukrainischen Nation ihre eigene Sprache*) in jenem „heiligen Buche, welches mit gleichem Interesse und gleichem unmittelbarem Verständnis von Laien und Gelehrten, von alt und jung, von Bauern und Adligen, von Weltlichen und Geistlichen gelesen werden konnte“. In einem Aufsatz der „Ukrainischen Nachrichten“ vom 22. Mai 1915 über Kotlarewskij heißt es: „Der geniale Schöpfer und Werkrufer unseres völkischen Heimatswortes war Iwan Kotlarewskij, das gottbegnadete Kind des umwälzenden, umgestaltenden und schöpferisch wachrufenden 18. Jahrhunderts, und jenes Buch der Nation, das er für uns schreiben sollte, erschien im Jahre 1798 und heißt »Eneida« (Äneis). Die Form der Travestie, die er weise gewählt hatte, ist nur die Ironie eines Dichters, der sich nach vier Jahrhunderten getraute, in der kernigen, grob gesunden, saft- und kraftvollen Rede des ukrainischen Bauern das hohe Publikum anzureden und zur Aufmerksamkeit zu zwingen.

Aber kaum geboren, wurde die ukrainische Sprache und Literatur wieder unterdrückt. Zwar bildete sich im Jahre 1846 in Kiew die „Geheime Cyrill- und Methodengesellschaft“, welche, im Gegensatz zu der älteren Romantik, in mehr realistischer Weise wirkend, ein großzügiges Programm ukrainischer National- und Kulturarbeit entwarf und folgende Forderungen stellte: Abschaffung der Leibeigenschaft, Gleichstellung aller Volksschichten und Gleichberechtigung derselben, freie Meinungsäußerung, Gewissens- und Religionsfreiheit, allgemeine Volksaufklärung und föderalistische Organisation aller slawischen Stämme auf Grund der Volksautonomie. Aber infolge einer Denunziation wurden

*) Literatur: 1. Tageszeitungen: „Ukrainisches“, „Wiener Zeitung“ Nr. 98 vom 30. April 1915. — „Das ukrainische Problem“ von Dr. Freiherr v. Mackay, „Münchener Neueste Nachrichten“ vom 16. April 1915. — „Der Freiheitsdichter der Ukraine“, Unterhaltungsblatt des „Vorwärts“ vom 12. u. 13. Mai 1915. — 2. Zeitschriften: Gustav F. Steffen „Die Ukrainer“ in der Zeitschrift „Die Tat“, Sept./März 1914/15, Verlag E. Diederichs, Jena. — Dr. Hans Hartmeyer, „Die Ukraine und die Lösung der ukrainischen Frage“ in Nr. 14/17 der Zeitschrift „Das neue Deutschland“. — Emil Revjuk, „Schewtschenko“ in „Smaalands Folkblad“ vom 11. Mai 1914. — 3. Broschüren: D. Donzow, „Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland“, Berlin 1915. — Dr. St. Rudnyzkyj, „Ukraine und die Ukrainer“, Wien 1914, Verlag des allgemeinen ukrainischen Nationalrates. — Dr. Wl. Kuschnir, „Die Ukraine und ihre Bedeutung im gegenwärtigen Kriege mit Rußland“, Wien 1914, Verlag der „Ukrainischen Rundschau“. — „Die Ukraine und der Krieg“, J. F. Lehmanns Verlag, München. — M. Hruschewskij, „Ein Überblick der Geschichte der Ukraine“, Wien 1914, Verlag des Bundes zur Befreiung der Ukraine. — O. L. Cehelskyj, „Der Krieg, die Ukraine u. die Balkanstaaten“, Wien 1915, Verlag des Bundes zur Befreiung der Ukraine. — Prof. Dr. Rudnyzkyj, „Geographie der Ukraine“. — Dr. Eugen Lewizky, „Ukraine, Ukrainer und die Interessen Deutschlands“, Berlin, Karl Curtius. — Dr. Karl Nötzel, „Die Unabhängigkeit der Ukraine“, München 1915, Hans Sachs-Verlag. — Hofrat Alex. Barwinskyj, „Österreich-Ungarn und das ukrainische Problem“, München 1915, Hans Sachs-Verlag. — Über die heutige ukrainische Bewegung berichten die wöchentlich erscheinenden „Nachrichten des Bundes zur Befreiung der Ukraine“, Wien 1915, sowie die „Ukrainische Rundschau“, Wien 1915.

*) Die ukrainische Sprache stellt, wie bemerkt, ein vollständig selbständiges Idiom dar, wie zuletzt die Petersburger Akademie der Wissenschaften 1905 bestätigt hat. Die hauptsächlichsten ukrainischen Literaturdenkmäler sind die sogenannte Nestorchronik und das Igor-Epos. Letzteres besingt den unglücklichen Feldzug des Fürsten Igor von Nowgorod-Sjerwersk gegen die Polowzer (1185) und ist mehrfach ins Deutsche übertragen. Neben den Volksliedern verdienen die ukrainischen Märchen Beachtung, deren Rudtschenko eine Sammlung in zwei Bänden (Kiew 1869/70) herausgegeben hat.

die Mitglieder dieser Gesellschaft mit langjähriger Verbannung in entlegene russische Gouvernements bestraft. Am härtesten wurde der Apostel dieser Ideen Taras Schewtschenko betroffen, welcher als Soldat ohne Chargengrad zu lebenslänglicher Verbannung in die Festungen der wüsten Kirgisensteppen verbannt wurde — Zar Nikolaus schrieb unter das Urteil eigenhändig „Soll streng bewacht werden, darf weder malen noch schreiben“ —, aus der er nach zehnjährigen Martern infolge Amnestie beim Regierungsantritt Alexanders des Zweiten, gebrochen an Geist und Körper, nach Petersburg zurückkehrte, wo er bald darauf starb.

Wenn somit die ukrainischen Freiheitsideen in Rußland selbst nicht verwirklicht werden konnten, erlebten sie gleich darauf in Galizien eine Auferstehung. Nach der Proklamierung der konstitutionellen Verfassung in Österreich im April 1848 wurde in Lemberg von den Führern der Ukrainer ein Nationalrat gegründet und ein Kongreß ukrainischer Gelehrter und Schriftsteller zur Förderung der Literatur und Volksaufklärung auf national-ukrainischer Grundlage berufen, welcher seinerseits den Volksaufklärungsverein „Matycja“ gründete. In den Programmen wurde die selbständige Entwicklung der ukrainisch-ruthenischen Sprache und Literatur und der ukrainischen Nation als eines vom polnischen und russischen verschiedenen Volksstammes proklamiert.*) Infolge einer Schenkung Kaiser Franz Josefs wurde das „Nationalhaus für die Ukraine“ errichtet. Der Plan dieser Bestrebungen wurde indessen durch den Moskauer Universitätsprofessor Pogodin durchkreuzt, welcher einige der hervorragendsten ukrainischen Führer in Lemberg für die russophile Propaganda gewann und dem Zaren Nikolaus dem Ersten eine Denkschrift überreichte, welche „den nahen Zerfall“ Österreichs prophezeite und die Mittel angab, wie man durch eine systematische Bestechung der slawischen Intelligenz Österreichs dessen Aufsaugung durch Rußland vorbereiten könne. Die Folge davon war, daß der Volksaufklärungsverein „Matycja“ dem Russifizierungssystem dienstbar gemacht wurde. Und gleichzeitig ging die Unterdrückung der ukrainischen Sprache und Literatur weiter. Im Jahre 1863 wurde die ukrainische Presse unterdrückt, im Jahre 1867 wurde die ukrainische Sprache in Rußland verboten, die nunmehr nur in der österreichischen Ukraine gedruckt werden konnte. Die Petersburger Akademie der Wissenschaften erklärte auf eine Anfrage der russischen Regierung, „ob die ukrainische Sprache wieder zu erlauben sei“, daß das geschichtliche Leben keine gemeinsame Sprache der Groß- und der Kleinrussen geschaffen habe, und daß daher das kleinrussische Volk dasselbe Recht, seine Muttersprache gedruckt zu sehen und im öffentlichen Leben zu benutzen, haben müsse, wie das großrussische. Trotzdem wurde im Jahre 1876 neuerlich die ukrainische Sprache für Zeitungszwecke gänzlich verboten, und der Unterrichtsminister Walujew erklärte, daß es „keine ukrainische Sprache und Literatur geben dürfe“. Aber alles dies vermochte das nationale Sehnen der Ukrainer nicht zu ersticken, und es nützte auch nichts, daß die Führer der nationalen Bewegung nach Sibirien verschickt wurden. Wie stark die literarische Produktion trotz allem wuchs, erhellt daraus, daß nach Donzow die Gesamtzahl der in ukrainischer Sprache herausgegebenen Büchern im Jahre 1909: 191 000 betrug, im Jahre 1910: 196 000 und im Jahre 1911: 600 000.

Der Freiheitsgenius der Ukraine war der schon oben genannte Taras Schewtschenko, geboren im Jahre 1814, von dem Dr. Freiherr von Makay sagt,

*) Vgl. „Die kulturellen Eigenschaften der Ukrainer in Galizien und der Krieg“ in Nr. 31 vom 24. April 1915 der „Ukrainischen Nachrichten“.

daß er die nationalen Zukunftsideale und -hoffnungen so ganz auf die Verlebendigung der tiefsten seelischen und ethischen, aus göttlichem Urquell schöpfenden Grundkräfte seines Volkstums gestellt habe.

Die Gedichte Schewtschenkos*) sind zündende Weckrufe, sind Flammen im Sturme nationaler Leidenschaft. Teils ist es die Empörung über die Leibeigenschaft, teils über die nationale Ohnmacht, die ihn dichten und klagen läßt:

Schrecklich ist es, zu erliegen
Eines Kerkers Strafen,
Schlimmer aber ist's, in Freiheit
Schlafen, nur zu schlafen —
Ach, auf ewig nur zu schlafen
Und begraben werden,
Spurlos — gleichviel, ob man lebte
Oder nicht auf Erden . . .

Und weiter:

Und ihr — ihr träumt: ein Boot, es schiffte
Durchs Wogenmeer, es kommt heran,
Doch jählings nieder sinkt es dann —
„O, Bruder du, mein Heil, mein Bester!“
Wir wachen auf aus holdem Wahn:
In Ketten ich, in Fron die Schwester,
Dies unser Los von Jugend an . . .

Oder folgendes:

Hünengräber! — ja, sie gleichen
Bergen, hohen, düstern,
Von der Freiheit auf der Steppe
Mit dem Wind sie flüstern,
Zeugen einst'gen Ahnentums
Singen leis sie, leise,
Und der Enkel senkt die Sense,
Singt die gleiche Weise . . .

Wir haben oben angeführt, wie der russische Gerichtshof über den Dichter urteilte. Emil Revjuk hat ihn besser beurteilt. Wir geben einiges aus seinem schon angeführten Aufsatz in „Smaalands Folkblad“ in der Anmerkung wieder.**)

Nach dem Tode Schewtschenkos***) wurde sein „Kobsar“ (Sammlung seiner Gedichte) das nationale

*) Der Leipziger Xenien-Verlag hat im Jahre 1911 einen Band ausgewählter Gedichte Sch.s in Übersetzung Julia Virginias herausgegeben mit einer Lebensskizze des Dichters.

**) „Schewtschenko war nicht nur ein nationaler Regenerator und ein großer Künstler, in seinen Dichtungen glüht auch ein Herz für die Unterdrückten, wie bei allen großen Dichtern im Russenreiche. Ihm liegt die große Vergangenheit und die Zukunft der Ukraine ebenso sehr am Herzen wie ihre Gegenwart; ihm sind die Arbeiten dahingegangener Generationen ebensoviel wie die elenden Schicksale der jetzigen. Er liebt nicht nur den Ukrainer, sondern auch die alte Frau, die sich mühsam in die Kirche schleppt, um für ihren Sohn im Heere des Zaren zu beten. Er hat sein Volk lieb, und weil das Volk beinahe ausschließlich aus Bauern, Kleinbürgern und Arbeitern besteht, ist er Demokrat. Er ist nicht blind gegen die Geringwertigkeit der Unterklasse, ihren Mangel an Solidarität und ihre Haltlosigkeit. Er schmeichelt der Unterklasse nicht, aber er liebt sie, denn er sieht ihr Leiden mit dem Bruderauge, und er begreift, was größere Künstler, aber weniger gerechte Dichter so selten verstehen wollen, nämlich daß »das Volk« doch — besser ist. Wäre Schewtschenko nicht ein so durch und durch guter Mensch, wie er gewesen ist, so könnte man sagen, daß er die ukrainischen Herren wegen ihres feigen Verrates und der Leichtfertigkeit hasse, mit welcher sie ihre eigene Sache vergessen haben und russisch geworden sind, um sich alte Standesvorrechte zu erhalten und zu neuen berechtigt zu sein. Er nennt sie »Moskaus Hörige und Straßenschmutz«, »Warschauer Plunder«. Er kann nicht vergessen, daß sie an der Einführung der Leibeigenschaft in der Ukraine durch die Zarin Katharina die Zweite beteiligt gewesen sind. Sein eigener Vater trug die Arbeitslast des leibeigenen Häuslers, seine Brüder und er selbst wurden mit Hilfe der Petersburger Malerakademie freigekauft, als man sein Künstlertalent erkannte, aber das, was in seinen Versen glüht, ist nicht persönlicher Groll. Er sah besser als viele andere, und das tat ihm, im Gegensatz zu den anderen, weh.“

***) Eine illustrierte Schewtschenko-Nummer gab der Bund zur Befreiung der Ukraine am 13. März 1915 heraus.

Evangelium der Ukrainer in Österreich und Rußland. Zu ihrer Wirkung trug die Vertonung durch den ukrainischen Tondichter Lyesenko bei, wie überhaupt die ukrainische Nationalmusik neben der Literatur einen starken Teil an der Weckung des Volksgeistes hat. Wir erinnern nur an die in Konzerten häufig gehörten Gedichte „Pomornila nascha dolja“ (Unser unglücklichselig Schicksal) von Iwan Fedorowjtsch, vertont von Anatol Wachnjanyin mit dem Refrain „Ist es nicht an der Zeit, zu enden das Herzeleid“ und „Weswioka“ (Schlüsselblume) von Markian Schaschkewjtsch, vertont von Matjuk. Im Zusammenhang hiermit erwähnen wir das in Lemberg gegründete ukrainische Kasino mit der unter Verwaltung des Kasinos stehenden Theatergesellschaft, ferner den bald darauf gegründeten Volksaufklärungsverein „Proswita“ mit vielen Filialen in den Provinzstädten und Volksleshallen fast in jedem Orte des Landes, der eine Unmasse historischer, wirtschaftlicher, ethischer Schriften verbreitete.

Wie Schewtschenko als Dichter, wirkte als Lehrer seines Volkes Mychajlo Drahomaniw (1841 bis 1895). Wenn wir Ukrainer, sagt der Verfasser eines monographischen Artikels über Drahomaniw in Nr. 42 der „Ukrainischen Nachrichten“ 1915, uns heute, mitten im heißen Weltringen, anschicken, des zweiten Dezenniums seit dem Tode unseres Michajlo Drahomaniws mit tiefster Ehrfurcht zu gedenken, so ist es uns dabei, als sollten wir zugleich ein Geburtstagsfest unserer modernen Nationalkultur feierlichst begehen. Drahomaniw hatte eine erstaunliche Vielseitigkeit, er war fast auf allen Kulturgebieten tätig und hat nahe an hundert Werke hinterlassen. Die Grundlage bildeten seine historischen Studien, und als Professor für Geschichte an der höheren Schule in Sofia ist er gestorben. In Kiew hatte er als junger Mann eine Sonntagsschule gegründet, nach deren Verbot er als Seminarlehrer weiter wirkte, um dann in das Kollegium der Kiewer Universität als Dozent einzutreten. Er vertrat in allen kulturellen Fragen den Standpunkt eines rücksichtslosen Realismus, in den sozialen den des Sozialismus, ja er galt sogar als Revolutionär, Nihilist oder Bakuninischer Agent. Kein Wunder, daß er schon nach zwei Jahren (1875) seines Amtes enthoben wurde. In der Folgezeit wirkte er als Journalist. Seine Bedeutung liegt wesentlich in seiner Wirkung als Lehrer auf seine Schüler, auf die junge Ukraina. Iwan Franko, Mychajlo Pawlyk, Ostap Terlezkyj, Theophil Melenj gehören zu seinen Jüngern. Seinem Wirken ist die Gründung der neuen sogenannten radikalen Partei zu danken, die man mit den Enzyklopädisten Frankreichs verglichen hat. Alles was Tradition hieß, war Drahomaniw verhaßt in tiefer Seele, so daß er sogar von den „nationalen Heiligtümern“ nur mit Bitterkeit sprechen konnte. So basierte seine Weltanschauung auf dem Prinzip der Evolution, und im Gegensatz zu allem, was Konservativ heißt, ließ er nur Verwandlung, Entwicklung und Bewegung gelten. Folgerichtig ließ er sich in dem revolutionären Zentrum Genf nieder, wo er von 1878—1882 „Hromada“ (Die Gemeinde) herausgab.

Als Dichter auf dem Boden dieser Weltanschauung Drahomaniws lebte und wirkte sein Jünger Iwan Franko, „der größte Dichter der modernen Ukraine“. Ganz aus dem Geiste Drahomaniws empfunden ist beispielsweise seine Hymne „Wytschnyj rewolucjoner“:

Ewiger Empörungsgeist,
Er, der um des Fortschritts willen,
Um das Freiheitsglück von vielen
Hin zum Kampf den Körper reißt,
Er lebt fort und schafft wie einst.

Oder die ersten Zeilen eines Gedichtes seines „Mein Ismavogd“- (Zyklus):

Voll Schwere ist dein Joch,
So schwer ist es zu tragen,
O du, mein Vaterland!
Als wäre es ein Kreuz,
Muß ich darunter sinken,
Und einen Becher voll
Von Gift zur Neige trinken
Aus deiner Vaterhand.
Ich segne dich dennoch!

Vollständig sei sein berühmtes Gedicht „Ein Dorf liegt tief in einem Tal“ wiedergegeben*):

Ein Dorf liegt tief in einem Tal,
Umhüllt vom dichten Nebelwall.
Und überm Dorfe hoch hinaus
Ragt einer Schmiede stattlich Haus.
Und dröhnend hämmert dort ein Schmied,
Daß ihm gar heiß sein Herz erglüht.
Er hämmert singend ohne Ruh'
Und ruft dem Dörflein machtvoll zu:
„Zu mir, ihr Menschen, arm und müd,
Ich bin des neuen Lebens Schmied!
Laßt Feld und Haus und eilt herbei
Und macht euch von dem Dunkel frei!“
Da greift der Nebel, dicht und schwer,
Um sich gar tief und tiefer her.
Hüllt Felder ein und jeden Fleck
Und deckt verdunkelnd jeden Weg,
Auf daß die Menschen sich verirren
Auf Pfaden, die talaufwärts führen,
Hinaus zur Schmiede, wo voll Kraft
Man statt der Ketten — Waffen schafft.

Mit der Befreiung Lembergs ist auch Iwan Franko befreit worden. „Wir haben ihn wieder“, frohlockten und jubelten die Jung-Ukrainer. Man erzählte schon davon, daß die russischen Offiziere ukrainischer Nation in Lemberg Sammlungen für ihn veranstaltet hätten. War er doch seit fast vierzig Jahren — Iwan Franko wurde im Jahre 1856 als Sohn eines Bauern in Nahujowytschi bei Drohobytsch geboren — ganz auf die Erträgnisse seiner Feder angewiesen, die ihm auch den Unterhalt seiner Familie schaffen mußte, und erst in jüngster Zeit sicherte ihm der Dank und die Liebe seiner Nation ein sorgenfreies Dasein. Auch er war sehr fruchtbar und seine Werke haben einen stattlichen Umfang. Charakteristisch für sein Empfinden und seine Ausdrucksweise ist im Zusammenhang mit seinem politischen Glaubensbekenntnis eine gewisse Herbheit und zugleich Derbheit, fast Unbarmherzigkeit und Grausamkeit, so in seiner letzten großen Dichtung „Moses“ (1905), in der er sein Volk in dem Schicksal der irrenden Juden symbolisiert — tatsächlich hat auch das Los der Ukrainer gerade bei den Juden Sympathie gefunden und vice versa —, oder in dem bekannten Gedicht „Die Steinbrecher“, das von dem berühmten gleichnamigen Bilde des französischen Malers Corot die Aufschrift nimmt und in dem es heißt:

Und Eisenhammer sah man ringsum bei allen,
Und hoch von oben drang sein Ruf, dem Donner gleich:
Zerstöret diesen Fels! Trotz bietend allen Qualen —
Dem Hunger und dem Durst, der Sonne Feuerstrahlen,
Denn dies Zerstörungswerk befahl die Allmacht Euch!

So gehen alle wir, in schaffensfroher Eile,

*) Deutsch von Ostap Hrycaj. Vgl. „Aus den Gedichten von Iwan Franko“ in Nr. 24 und 45 der „Ukrainischen Nachrichten“ 1915.

Durchs Göttliche vereint — den Hammer in der Hand.
Und sei auch des Vergessens Fluch uns einst zuteile!
Wir schaffen fort den Fels, der Wahrheitsbahn zum Heile,
Und erst nach uns erscheint das Glück dem ganzen Land.

Aus dem schon erwähnten epischen Gedicht „Moses“ aber seien die folgenden Zeilen wiedergegeben:

Doch kommt die Zeit . . . Und gleich dem Flammenbrande

Erhebst du dich, dein Land dir zu erringen,
Vom Kaukasus hin bis zum Beskidlande.
Weit bis ans Schwarze Meer wirst frei du dringen —
Und nach Jahrhunderten der Not und Knechtung
Wird dir dein Kampf die Herrscherkrone bringen.

Demselben Kreise gehört Mychaljo Pawlyk an (geb. im Jahre 1853), der als Vizepräsident des Allgemeinen Ukrainischen Nationalrates und wirkliches Mitglied der Wissenschaftlichen Schewtschenko-Gesellschaft in Lemberg am 26. Januar 1915 starb. In dem Nachruf des Bundes zur Befreiung der Ukraine hieß es: „Ein Träumer und ein Schwärmer, ein Märtyrer und ein »Heiliger«, wie er scherzhaft genannt wurde, ein Mann vom Schlage der ersten Apostel des Christentums, ein unermüdlicher Arbeiter, ein stiller Kämpfer der Feder. Sein ganzes Leben lang hat er sich mit Politik befaßt und hat die Politik des ukrainischen Volkes vielfach beeinflusst, ob er eigentlich kein Politiker war. Im rücksichtslosen Festhalten an seinen Ideen und in der Zurückweisung jedweden Kompromisses mit dem Leben, war er kein Mann der Gegenwart. Theoretischer Rationalist und Materialist, war er ein unverbesserlicher Idealist im Leben, voll Glaube an das Gute im Menschen, an das Schöne im Leben, an das Erhabene in den Endzielen. Ein Radikaler und Freidenker, gehörte er zu dem engen Kreise derjenigen, die sich Freunde des Metropolitens Grafen Scheptytskyj nennen durften. Ein unermüdlicher, produktiver Schriftsteller und Forscher, ein unvergleichlicher Kenner und Beherrscher der ukrainischen Sprache — lebte er fortwährend in ärgster materieller Bedrängnis. Dennoch blieb sein edler, reiner Charakter bis zu seinem letzten Lebensateme von unbeugsamer Widerstandskraft. Ein Mann, der noch im Leben »heilig« genannt werden durfte.“

Auch Pawlyk war Sohn eines Bauern, geboren in einer Huzulenhütte, und wurde Jünger des Revolutionisten Drahomaniw. Bereits im Jahre 1877 wurde er vom Lemberger Geschworenengericht zum Kerker verurteilt wegen Beteiligung an sozialistischen Geheimbünden. Auch er siedelte nach Genf über (im Jahre 1879), wo er neben Drahomaniw lebte und arbeitete, bis er im Jahre 1881 nach Lemberg zurückkehrte, um zum zweiten Male in den Kerker zu wandern. Mit dem vorgenannten Iwan Franko zusammen gründete er im Jahre 1890 eine fortschrittlich-radikale Wochenschrift „Narod“ (Das Volk), mit der im Zusammenhang die ukrainische radikale Partei gegründet wurde. Nachdem er im August 1914 nach Ausbruch des Krieges den „Allgemeinen ukrainischen Nationalrat“ mit ins Leben gerufen hatte, wurde er zum ersten Obmannstellvertreter desselben gewählt. Aber in den Tagen, als die ersten der von den Russen nach Sibirien deportierten galizischen Ukrainer Lemberg verließen, starb er — „vor Gram“. Er galt als der erste galizische „All-Ukrainer“, als der erste galizische und erste österreichische Ukrainer, der zugleich in engen Beziehungen zu den freiheitlichen Kreisen der russischen Ukraina in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts stand. Im Jahre 1889 versuchte die polnisch-schlachtschützische Versöhnungspartei im Palais am Wiener Ballplatz Fühlung mit ihm zu gewinnen, aber er

wies das Anerbieten zurück, und wenn in der Folge die polnische Machtstellung in Galizien Einbuße erlitt und die Russenfreundschaft unter dem ruthenischen Volke Galiziens zusammenbrach, war dies seinem Wirken wesentlich zu danken. Er glaubte an die Auferstehung der Ukraine, glaubte an den Krieg und jubelte über die Bildung des ukrainischen freiwilligen „Ssitsch-Schützenkorps“, aber er durfte die Befreiung der Ukraine nicht erleben.

Die Schicksale Pawlyks waren ähnlich denen Frankos und Drahomaniws. Auch er wurde schon „im Morgenglanze seines Kämpfens“ eingekerkert, um seine Lebensstellung gebracht und auch er floh ins Ausland, wo er unter Hungern und Darben für die Befreiung seines Volkes arbeitete. In Genf arbeitete er im Jahre 1880 zusammen mit Drahomaniw und Ssergij Podolinskyj an der Zeitschrift „Hromada“. Er selbst gab eine Zeitlang den „Druh“ heraus, später mit Franko zusammen den „Hromadskyj Druh“ und dann „Dswin“ und „Molot“. Diese Zeitschriften, wie die späteren „Batjkwischichyna“ (1889), „Narod“ (1890), „Chliborob“ und „Hromadskyj Holos“ wurden zu starken Waffen der Aufklärung für die Freiheit der Menschen, für die Unabhängigkeit von jeder aufgedrungenen Gewalt und für die große Einheit des ukrainischen Volkes. Bitter hart war sein materielles Lebensschicksal, drei Jahrzehnte hindurch ein Kampf zwischen Hunger und Tod, 18 Gulden Monatsgehalt als Redakteur, dann Verlust auch dieser Stelle, aber aufsteigend zu der Führerschaft der radikalen ukrainischen Partei mit dem Losungswort „Freies Menschentum in einer freien Ukraine“ — „Kampf um die politischen Rechte des ukrainischen Volkes ohne Rücksicht darauf, wo es lebt: in Galizien, Bukowina, Ungarn, Rußland.“ Im Jahre 1911 schrieb er: „Es ist an der Zeit, daß sich unsere Landsmannschaft aus dem russischen Kerker befreit; es ist an der Zeit, die ekle Knechtschaft der russischen Staatsloyalität abzuschütteln und sich dessen zu erinnern, daß unsere Vorfahren ukrainische Kosaken waren; es ist an der Zeit, daß wir politische Kämpfer für die Unabhängigkeit der Ukraine von Rußland werden und daß wir uns dabei neue Bundesgenossen oder richtiger gesagt Schutzherrn bei den großen Weltmächten suchen, welche mit Rußland aus ihren eigenen Kräften, ohne die anderen, höchstens aber zu zwei fertig werden könnten, denn Rußland ist schwach, nur seinen Sklaven furchtbar! Es ist an der Zeit, ausschließlich für Ukraina Sorge zu tragen — es ist die höchste Zeit!“

Als Soldat des jungen ukrainischen Heeres fiel Mitte Juni 1915 bei Halytsch ein anderer Freiheitskämpfer der Ukraine, einer ihrer talentvollsten Söhne, ein Führer der Jung-Ukrainer, Theophil Melenj (geboren 1879 als Sohn eines Volksschullehrers). Auch er hatte ein hartes Lebenslos und opferte seine soziale Stellung als Universitätslehrer seinem Ideal und begnügte sich mit der Stellung eines Krankenkassenbeamten. In dem Nachruf des Bundes zur Befreiung der Ukraine heißt es von ihm: „Er ist ein Mann der Tat, einer von jenen Eisenköpfen, die auf den Bahnen Drahomaniws—Frankos zum Schrecken aller Philister »die Morgenröte des Fortschritts verkündeten.«“ Aus der Mitte der akademischen Jugend heraus wirkte er für die Wiedergeburt seines Volkes, so an der ukrainischen akademischen Zeitschrift „Moloda Ukraina“. Seine Gestalt war klein, seine Stimme schwach, sein Äußeres unansehnlich, aber „etwas von der suggestivsten Gewalt großer Volksfreunde lag in ihm und machte ihn unwiderstehlich“. Besonders in Wien, während der Sezession (1900—1905), die auf seine Tätigkeit mit zurückzuführen ist, wird er zum Führer der akademischen Jugend. Nach Ausbruch des Krieges organisierte

er die „Ssitsch-Schützen“, kam in Gefahr, in Lemberg eingeschlossen zu werden, flüchtete aber nach Wien und wurde Kriegskorrespondent des Bundes zur Befreiung der Ukraine.

Die Sozialisten, auch zum Teil diejenigen Rußlands, sind nicht nur schlechthin Gegner des russischen Despotismus, sondern Freunde der unterdrückten Nationen, weil nämlich nur durch deren Befreiung die Niederringung der russischen Gewaltherrschaft möglich ist.

Sieht man, soweit dies angängig ist, von den sozialpolitischen Leitmotiven ab, so erinnert die Literatur und Dichtung der Ukraine an diejenige Finnlands, ebenso wie ihr Los an dasjenige Finnlands und der Ostseeprovinzen gemahnt. Wie ein Gedicht Juhani Aho's, zum Beispiel „Finnlands Trauer“, mutet uns das Gedicht eines anderen ukrainischen Dichters Ostap Hrycaj an, das sich im Jahre 1847 in der Zitadelle von Petersburg, wo er als politischer Gefangener schmachtete, wie das Stöhnen eines ganzen,

vom russischen Usurpator getretenen Volkes seinem krampfenden Herzen entrang:

Oj! odna, ja odna!
Ach! Ich bin so allein,
Wie ein Halm auf der Heide,
Und es gab mir mein Gott
Hier kein Glück, keine Freude.

Schwarze Augen nur hat
Mir der Herrgott gegeben,
Doch ich weinte sie aus
In dem einsamen Leben.

Ich erwuchs ohne Heim,
Ohne Schwestern und Brüder,
Und welke dahin
Und erblühe nicht wieder.

Ach, wo bleibt denn mein Lieb?
Hört ihr, Menschen, meine Klagen!
Nein . . . Ihr hört nicht . . . Und nie
Wird ein Mann nach mir fragen. (Z.)

Das kirchenpolitische Gesicht der ukrainischen Frage.

Von Univ.-Dozent Dr. S. Tomaszewskyj, Lemberg.

(Schluß.)

Die Geschichte der ukrainischen Kirche zeichnet sich unter den übrigen griechischen dadurch aus, daß sie immer Rom am nächsten war. Eine vorübergehende Annäherung wurde zwar verschiedenen anderen verwandten Kirchen, die moskowitzische ausgenommen, zuteil, bei keiner aber geschah dies so oft und mit so tiefen und weittragenden Erfolgen, als es in der Ukraine der Fall war, ungeachtet dessen, daß heutzutage nur etliche sechs Millionen Ukrainer der katholischen Kirche in beiden Riten angehören. Auch dieses Ergebnis ist durch besondere politische Umstände herbeigeführt worden. Ein kurzer Blick über die Entwicklung der kirchlichen Unionsidee in den ukrainischen Ländern wird diese Tatsache näher erklären.

Bereits oben wurde erwähnt, daß die ukrainische Kirche, als sie noch die einzige und alleinherrschende in Osteuropa war, den bekannten endgültigen Bruch zwischen der römischen und griechischen Kirche um die Mitte des XI. Jahrhunderts nicht mitmachte, sondern erst ein halbes Jahrhundert später dem Beispiele Byzanz' folgte. Durch die Verschiebung des politischen Mittelpunktes von Kijiw nach Halitsch und Wladimir wurde die ukrainische Kirche den Einflüssen des abendländischen Katholizismus ausgesetzt. Die galizisch-lodomerischen Fürsten waren ihm stets wohlwollend (z. B. der Gründer des vereinigten galizisch-lodomerischen Reiches Roman der Große), indem sie den lateinischen Kongregationen freien Eintritt und freie Betätigung in ihren Ländern erlaubten. Als an der Schwelle des 13. Jahrhunderts der Gedanke der allgemeinen Kirchenunion seinen ersten Aufschwung nahm und längere Zeit die Politik des Heiligen Stuhls bestimmte, war die Aussicht auf Beitritt der ukrainischen Kirche zur Vereinigung sehr günstig. Aber der Tod Romans und die vierzigjährigen inneren Kämpfe um sein Erbe verhinderten den Zusammenschluß. Das vorübergehende Vasallenverhältnis Galizien-Lodomeriens zu Ungarn im XIII. Jahrhundert wurde zwar von Rom benützt, um mit Unterstützung des Ungarkönigs Andreas II. die Union einzupflanzen, diese aber vermochte keine ungeteilte Anerkennung zu finden, weil die damalige ungarische Politik gegenüber Galizien weder folgerichtig noch einwandfrei, zumal nach dieser Richtung, war; trotzdem hatte die Unionsidee viele Anhänger, auch unter der höheren Geistlichkeit (ein ukrainischer Bischof aus Galizien nahm am Lyoner Konzil

1245 teil). Erst nachdem die innere Ordnung im galizisch-lodomerischen Reiche durch Danylo hergestellt war, konnte auch die kirchliche Vereinigung allgemein proklamiert werden (1253). Das Scheitern der politischen Hoffnungen, welche mit der Union verknüpft waren und die gegen dieselbe gerichtete Politik des tatarischen Reiches führten nach dem Tode Danylos eine allmähliche Schwächung der Bande herbei, und als Ersatz dafür konnte die Errichtung einer besonderen ukrainischen Metropole in Halitsch, welche von dem nach Moskowien übersiedelten Kijiw Metropolitener unabhängig war, erreicht werden.

Im Laufe der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts kamen noch mehrere Male günstige Augenblicke vor, wo die kirchliche Vereinigung wieder hergestellt werden konnte, aber der allgemeine Verfall der katholischen Kirche in jener Zeit, hauptsächlich aber die Auflösung des galizisch-lodomerischen Reiches und dessen Teilung zwischen Polen und Litauen, hatten in dieser Beziehung eine sehr ungünstige Wirkung.

Das historische Verhängnis wollte, daß diejenige Macht, welche nach dem Verfall des staatlichen Lebens in den ukrainischen Ländern die Herrschaft über dieselben gewonnen hatte, sich immer der kirchlichen Unionsidee gegenüber mehr oder weniger ablehnend verhielt. Das bezieht sich nicht nur auf die östlichen Nachbarn, sondern auch auf die westlichen. Freilich geschah es aus verschiedenen Gründen und in verschiedener Form; die ersteren Nachbarn sahen in der schismatischen Orthodoxie ein brauchbares Werkzeug für ihre politischen Zwecke und in der Union eine gefährliche Erscheinung der separatistischen Bestrebungen der beherrschten ukrainischen Länder; die letzteren Teilungsmächte verharren dagegen in der Meinung, es läge in ihrem politischen Interesse, dem Separatismus der Ukrainer auf die Weise entgegenzuwirken, daß anstatt der Union dem lateinischen Ritus zur Herrschaft in den eroberten Ländern zu verhelfen wäre. Bei den Polen kam auch dabei das nationale Motiv in Betracht; sie machten aus dem lateinischen Ritus ein Werkzeug der völkischen Assimilierung, infolgedessen waren sie der unierten Kirche prinzipiell abgeneigt, weil dieselbe die Erhaltung der nationalen Eigentümlichkeit begünstigt; sie sahen also lieber, wenn die Ukrainer, inwieweit sie dem römischen Katholizismus fern blieben, ihre frühere Orthodoxie behielten, anstatt der Union beizutreten. Die-

ser Grundsatz war für die ganze kirchliche Politik in Polen — einige Momente ausgenommen — ausschlaggebend und wird noch heute aufrecht erhalten.

Trotz diesen Schwierigkeiten, welche die Union innerhalb des polnisch-litauischen Reiches zu bewältigen hatte, fand ihre Idee günstigen Boden. Bereits die ersten Schritte der im Anfang des 15. Jahrhunderts wieder hergestellten Kijwer Metropole wurden dem Werke der Annäherung zwischen der römischen und griechischen Kirche gewidmet (Anteil derselben an den Konzilien 1415 und 1439). Die allgemeinen Ursachen der Erfolglosigkeit der Unionsbestrebungen jener Zeit sind bekannt. Der Fall Konstantinopels und die darauffolgende unionsfeindliche Politik des osmanischen Reiches einerseits, die wenig erfreuliche Entwicklung der römischen Kirche vor der Reformation andererseits erklären, in Verbindung mit den oben genannten politischen Umständen und Tendenzen, den ungünstigen Ausgang genügend. Einen wirklichen Erfolg hatte infolgedessen nur die moskowitzische Kirche zu verzeichnen, die sich seit 1458 als die rechtmäßige Erbin der griechischen, nun in Sklaverei geratenen Orthodoxie gebärdete und die im weiteren Verbands mit Konstantinopel verbliebene ukrainische Kirche als eine halb ketzerische, die zu bekehren ist, betrachtete.

Die Wiedergeburt der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert mußte auch die Frage der Wiederherstellung der Union in den ukrainischen Ländern auf die Tagesordnung bringen. Das Resultat war die Union zu Brest 1596, gerade zur Zeit als die moskowitzische Kirche durch die Annahme der Patriarchatswürde ihr Ansehen im Osten bedeutend vermehrte.

Die Brester Union war ein Erfolg der ukrainischen Geistlichkeit und des Heiligen Stuhles, der damals im Jesuitenorden ausgezeichnete Vorkämpfer der Unionsidee hatte. Die Ordensmitglieder der polnischen und litauischen Gebiete waren damals zum größten Teil ausländischer Abstammung (hauptsächlich Deutsche) und erst später gewann unter ihnen die der polnischen Geistlichkeit inwohnende Voreingenommenheit gegenüber der Union die Oberhand. Auch der damalige Polenkönig aus dem schwedischen Hause, Sigismund Wasa, ließ sich für die Sache enthusiasieren. Wie jede Neuigkeit im kirchlichen Leben überhaupt, rief freilich auch die Brester Union eine Opposition bei der Bevölkerung hervor. Die Motive, welche dabei mitwirkten, waren sehr verschieden, teils geistigen, teils sozial-politischen Charakters. Der ukrainische Adel und teilweise auch das Bürgertum glaubten, nicht ohne Einfluß des Protestantismus, in der Union eine Beeinträchtigung mancher ihrer Vorteile zu erblicken, desto mehr, daß der Beitritt zur Union die erwartete Besserung in der Lage der Kirche und ihrer Gläubigen nicht herbeiführte. Infolgedessen kam es zur Spaltung bei der ukrainischen Gesellschaft. Ein Kampf zwischen dem Katholizismus und der Orthodoxie mußte ausgefochten werden, dessen Ausgang zugunsten der Union außer jedem Zweifel war.

Es ist zu bedenken, daß die orthodoxe Opposition eines Teiles der ukrainischen Gesellschaft keineswegs auf irgendwelche Sympathien zur moskowitzischen Kirche und auf etwaige Bestrebungen, sich mit derselben zu vereinigen, zurückgeführt werden darf. Außer einer gewissen Kraft der altertümlichen Überlieferung und der traurigen Erfahrung von der oben angedeuteten Nutzlosigkeit des Religionswechsels wirkte dabei nur die Überzeugung, deren Irrtümlichkeit erst nachher erkannt wurde, die kirchliche Union wäre bloß ein von Polen erfundenes Mittel, die ukrainische Bevölkerung zum Latinismus und folglich zum Polonismus überzuführen und jede nationalpolitische Bewegung zu

unterdrücken. Der beste Beweis, daß die Führer der Opposition nichts Gemeinsames mit dem Moskophilismus hatten, liegt darin, daß diejenige ukrainische Persönlichkeit, die der Union den größten Abbruch getan hat, der Saporoger Hetman Petro Konaschewytsch, ein grimmiger Feind Moskowiens war. Er nützte die kritische Zeit der polnischen Republik 1620 aus und indem er gegen die Türken erfolgreiche Hilfe leistete, war er imstande, die Wiederherstellung der bereits ausgestorbenen orthodoxen Hierarchie durchzusetzen und auf diese Weise der ukrainischen Orthodoxie noch im vorletzten Momente einen belebenden Geist einzuhauchen. Die Zweifelhaftigkeit seines patriotischen Verdienstes, dessentwegen er hoch gerühmt wurde, wurde später von seinen Nachfolgern erkannt, leider in der Zeit, wo der begangene Fehler nicht mehr gut zu machen war, nachdem ein großer Teil der Ukrainer den Einflüssen der moskowitzischen Kirche ausgeliefert worden war.*)

Die erneuerte orthodoxe Kirche wurde dann einer gründlichen Reform unterzogen, und zwar durchaus nicht in konservativem, byzantinischem, geschweige denn moskowitzischem Sinne, sondern in der Richtung, um sämtliche Mittel der geistigen und kulturellen Überlegenheit der katholischen Kirche sich anzueignen (die Errichtung der orthodoxen Akademie zu Kijiw nach dem französischen Muster mit lateinischer Unterrichtssprache — von dem Metropoliten Peter Mohyla). Die Bemühungen in dieser Beziehung trugen so schöne Früchte, daß mancher Ausländer über die hohe Kulturstufe des ukrainischen Volkes in der Mitte des 17. Jahrhunderts staunen konnte. Dieser Aufschwung dauerte leider nicht lange.

Die Angliederung der Ukraine an Moskowien und die darauffolgende Teilung derselben war bekanntlich ein schwerer Schlag für die ukrainisch-orthodoxe Kirche: ihre Autonomie verschwand gänzlich in den östlichen Teilen des Landes. Im Westen siegte nun die Unionsidee auf der ganzen Linie, da man bereits während der Angliederung der Ukraine an Moskowien zur Einsicht gelangt war, daß in dieser schwierigen Lage die Annäherung an Rom doch vorteilhafter gewesen wäre. Somit bildet das 18. Jahrhundert eine Periode beinahe ungeteilter Herrschaft der Union in den ukrainischen Ländern diesseits des Dniproflusses. Unglücklicherweise aber hatten in Polen die bereits erwähnten Grundsätze in der Behandlung der ukrainischen Kirche noch immer ihre Bedeutung. Die politisch-rechtliche Stellung der Unierten gegenüber dem Staate und die der griechisch-katholischen Geistlichkeit gegenüber dem lateinischen Klerus verbesserte sich nicht im geringsten, sondern verschlimmerte sich sogar in mancher Beziehung. Das Niveau der Bildung der Geistlichkeit war infolgedessen tiefer als in der Blütezeit der ukrainischen reformierten Orthodoxie im 17. Jahrhundert. Solche Zustände dauerten bis zum Ausgange der polnischen Staatlichkeit. Wie zu erwarten war, blieben die Folgen der langjährigen Zurücksetzung und Unterdrückung der ukrainisch-unierten Kirche in Polen nicht aus, um so mehr als die Polen auch nach den Teilungen ihres Staates ihr bisheriges Verhalten gegenüber der Union nicht aufgeben wollten, im Gegenteil — durch die von der russischen Regierung eingesetzte Ausrottungspolitik gegen die Union eine beträchtliche Vermehrung der lieber zum lateinischen Ritus als zur Orthodoxie Übertretenden erhofften. Es ist ja erwiesene Tatsache,

*) Wenn trotzdem in der Geschichte der ukrainischen Kirchen (sowohl der orthodoxen als auch der unierten) hier und da ein russophiler Zug nicht gelegnet werden kann, ist die Erklärung dieser Erscheinung ausschließlich in den politischen Verhältnissen des ukrainischen Volkes, in dem schweren Kampfe mit dem Polentum zu suchen.

daß zum Erfolge der grausamen Bekehrung der unierten Ukrainer in Rußland gegen Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts die polnische Geistlichkeit unter ihrem Erzbischof Siestrzencewicz wesentlich beigetragen hat. Was Wunder, daß die jedes politischen Rückhaltes entbehrende unierte Kirche der Ukrainer binnen weniger Jahrzehnte der russischen Staatskirche zum Opfer fiel, innerhalb welcher übrigens ein beträchtlicher Teil des Volkes sich bereits befand. Vielfache Überreste der Union und starke Sympathien zu derselben sind bis auf den heutigen Tag nicht verschwunden.

Nur in dem an Österreich gekommenen Galizien wurde die Union von Anfang an durch die österreichische Regierung entsprechend gewürdigt und unterstützt, so daß sie in kurzer Zeit aufblühen und gute Früchte tragen konnte, obwohl die vom ehemaligen Polen mitgeerbten Vorurteile und Maßnahmen gegenüber der Union noch immer wirkten und sogar mit der allmählichen Verdrängung der österreichischen Staatsidee aus Galizien zu gewisser Vorherrschaft kamen. Sie haben aber nicht mehr die Kraft, solange wenigstens die Grundsätze des heutigen politischen Systems nicht umgeworfen sind, denselben Schaden der katholischen Idee anzurichten, wie es in den übrigen Teilen der Ukraine der Fall war. Im Gegenteil, es ist zu erwarten, daß eine richtige Behandlung der galizischen unierten Kirche diese zur ersprießlichen Pflanzstätte der Unionsidee im Osten machen wird. Den Wert der kirchlichen Union im Kampfe mit der russischen Übermacht hat die russische Regierung selbst am besten zu schätzen gelehrt, indem sie die griechisch-katholische Konfession nicht duldet und dieselbe sogar außerhalb der russischen Grenze zu untergraben versucht. Mag die russische Behandlung der griechisch-katholischen Kirche in Galizien während der Okkupationszeit 1914/15 noch so viel Aufsehen in Europa hervorrufen, Rußland weiß, was und warum es dies tut. Ab hoste discite!*)

Eine besondere kurze Erwähnung verdient die römisch-katholische Kirche (der lateinische Ritus) in den ukrainischen Ländern. Es wurde bereits hervorgehoben, daß noch zur Zeit der staatlichen Un-

*) Die Prinzipien der polnischen Kirchenpolitik sind denjenigen der russischen durchaus analog; die beiden werden ausschließlich durch national- und staatspolitische Erwägungen bestimmt. So wie die Russen an dem Grundsatz festhalten: Alles, was orthodox ist, sei russisch beziehungsweise müsse russisch werden, was aber nicht orthodox ist, könne ebenfalls russifiziert werden; — erklären auch die Polen: Alles, was römisch-katholisch ist, sei polnisch und dürfe nicht anders sein, die sonstigen Konfessionen sollen auch gut polnisch werden. Aus diesem Grunde sind die beiden angeblichen Widersacher einig in der Abneigung gegen die kirchliche Union auf dem ukrainischen (und weißruthenischen) Boden, den sie als das gemeinsame Expansionsgebiet betrachten und wo sie natürlich von Zeit zu Zeit miteinander in Konflikt geraten; denn die kirchliche Union begünstigt die nationale und kulturelle Selbständigkeit und versichert dieselbe vor den Entnationalisierungsbestrebungen vom Osten und vom Westen. Ein

abhängigkeit der Ukraine die katholische Kirche freien Eingang und freie Ausübung ihres Kultus genoß. Es gab nicht nur katholische Gemeinden, Kirchen und Klöster, sondern auch organisierte Kirchenprovinzen mit eigenen Bischöfen. Es muß also betont werden, daß bereits vor der Eroberung der ukrainischen Gebiete durch Polen gute Ansätze einer ukrainischen Kirche lateinischen Ritus vorhanden waren. Man muß auch annehmen, daß bei der Fortdauer der politischen Selbständigkeit der Ukraine die letztgenannte Kirche einen besonderen Aufschwung erlebt, vielleicht auch mit der Zeit die Vorherrschaft erreicht hätte. Der politische Verfall der Ukraine hatte auch in dieser Beziehung verhängnisvolle Folgen. Aus leicht verständlichen Gründen wurden nun der Katholizismus mit der politischen Herrschaft und nationalen Unterdrückung identifiziert. Das praktische Leben lieferte dieser Anschauung unzählige Beweise, daß Angehörige der römisch-katholischen Konfession, seien sie geborene Ukrainer oder eingewanderte Fremde — Deutsche, Italiener, Ungarn —, zu nationalbewußten Polen wurden oder wenigstens ein Werkzeug der polnisch-nationalen Politik gegenüber den Ukrainern bildeten. Somit wurde dem Fortschritte der römisch-katholischen Kirche nach dem Osten ein Damm in den Weg gelegt. Trotz alledem zählt die römisch-katholische Kirche in den ukrainischen Ländern zirka zwei Millionen Seelen ukrainischer Abstammung und Sprache; die nichtukrainischen Angehörigen dieser Kirche sind weit in Minderheit. Sollte diese Konfession den weder tatsächlich noch historisch berechtigten nationalpolnischen Charakter für die Zukunft verlieren, so würde sie allsogleich ihre längst unterbrochene Rolle aufnehmen und erfolgreich fortsetzen können. Es ist ja eine der glänzendsten Eigenschaften der römisch-katholischen Kirche, daß sie, ohne ihre wunderbare Einheitlichkeit aufzugeben, sich immer den ethnographischen Verhältnissen, zumal der Volkssprache, anpaßt. Vielleicht die einzige Ausnahme in der Beziehung wird, zum Schaden des Katholizismus, in ukrainischen und den benachbarten weißruthenischen Gegenden praktiziert, um die widersinnige Behauptung von der absoluten Identität des Katholizismus mit dem Polentum zu gewissen national-politischen Zwecken ausnützen zu können. Die Litauer haben bereits eine gewisse Anerkennung ihrer Volkssprache durchzusetzen vermocht. Eine Reform nach dieser Richtung auf den ukrainischen Gebieten ist im Interesse der katholischen Kirche bereits unumgänglich geworden. (Z.)

neutrales Urteil darüber kann man bei P. Aurelio Palmieri O. S. A. („La Chiesa Russa“, Firenze 1908) finden.

Bei dieser Gelegenheit will ich den Leser aufmerksam machen, daß die Termini „griechisch-katholische Kirche“ und „Union“ identisch sind und daß die in deutschen Publikationen oft vorkommende Bezeichnung der russischen Orthodoxie als „griechisch-katholisch“ unrichtig ist.

Mitteilungen.

Gegenüberstellung des deutschen und österreichisch-ungar. Zolltarifes. In kürzester Zeit wird der Deutsch-Österreich-Ungarische Wirtschaftsverband in Berlin eine Gegenüberstellung des deutschen und österreichisch-ungarischen Zolltarifes erscheinen lassen. Der Verband hat unter Mitwirkung von Fachleuten und Zollbeamten die Positionen des österreichisch-ungar. Zolltarifes den gleichen Positionen des deutschen Zolltarifes derart gegenübergestellt, daß sich ein übersichtliches Bild der in Deutschland und Österreich-Ungarn für die gleichen Waren erhobenen Zollsätze ergibt. Es ist ferner bei jeder einzelnen Position eine Übersicht des Austauschverkehrs der betreffenden Ware, der wechselseitigen Ein- und Ausfuhr zwischen den beiden Reichen beigefügt. — Dieses deutsch-

österreichisch-ungarische Zollbuch ist von größter Bedeutung als Nachschlagewerk für jeden, der am Handelsverkehr der Zentralmächte interessiert ist, und es ist zur Beurteilung der Grundlagen eines ev. deutsch-österreichisch-ungarischen Gemeinschaftstarifes unentbehrlich. Bei jeder Position ist Raum gelassen für Bemerkungen. Der Preis des Buches, von dem nur ein beschränkter Vorrat hergestellt wird, stellt sich auf Mk. 5.—, und es empfiehlt sich, Bestellungen der Geschäftsstelle des Deutsch-Österreich-Ungar. Wirtschaftsverbandes, Berlin W 35, Am Karlsbad 16, möglichst umgehend zu übermitteln, da zu erwarten ist, daß die Auflage bald vergriffen sein wird. (Z.)

Die feindlichen Kriegsschiffsverluste mit den Ergebnissen der Seeschlacht vor dem Skagerrak

sind enthalten im

Taschenbuch der Kriegs-Flotten

XVII. Jahrgang 1916.

Mit teilweiser Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Kapitänleutnant **B. WEYER**.
Mit über 1000 Bildern, Schiffsskizzen, Schattenrissen und 2 farbigen Tafeln. — Handlich geb. Preis M. 6.—.
Der soeben erschienene Jahrgang 1916 ist in allen Teilen bis Ende Mai 1916 nachgetragen sowohl in Bezug auf die Flottenlisten der fremden Staaten als auf die feindlichen Kriegsschiffsverluste. Neu hinzugekommen ist eine kurzgefasste Seekriegschronik und eine Liste der Handelsschiffsverluste.

Weyers Taschenbuch ist infolge seiner erschöpfenden Vielseitigkeit das reichhaltigste Marine-Nachschlagebuch und unentbehrlich zur Verfolgung des Seekriegs. Der Gefechtswert jedes Schiffes ist sofort durch Bild und Wort festzustellen.

Sonderausgabe:

Die deutsche und österreichische Kriegsflotte

Nach dem Stand vor Kriegsausbruch. Mit 170 Schiffsbildern, Skizzen u. Schattenrissen. Preis Mk. 1.—.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Strasse 26.

Neuerscheinungen aus J. F. Lehmanns Verlag in München SW. 2.

Der Treubruch Italiens

Mit Benützung amtlicher Urkunden.
Von **Ferdin. Gruner**, Stadtrat in Trautenuau.
Preis geheftet M. 1.20

Der Verfasser schildert unter Beibringung neuen Aktenmaterials und auf Grund genauer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse den schönen Verrat Italiens; er weist auf die innere Unwahrheit der italienischen Forderungen hin und deckt in kritisch scharf umrissenen Darlegungen die ganze zynische Unwahrheit der italienischen Politikückenlos auf. Die interessanten Abhandlungen haben für alle Zeit Wert und Bedeutung.

Belgische Eindrücke und Ausblicke

Glossen über die belgische Neutralitätsgarantie und das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“.
Von **Dr. E. Müller-Meinigen**, M. d. R. u. d. b. A.-K.
Preis M. 1.—

In dieser temperamentvollen kleinen Schrift gibt der bekannte Abgeordnete seine Eindrücke wieder, die er auf einer Reise nach Belgien und Nordfrankreich im September 1915 gesammelt hat. Seine Beobachtungen sind natürlich von politischen Motiven beherrscht. Die Mängel belgischer Sozialgesetzgebung, die Unterdrückung des Klerikalismus, die scharfe Gegnerschaft des Geistlichen- und Advokatenstandes, das fanatische Treiben der wallonischen Franzoskijonen usw., andererseits die großen Leistungen unserer deutschen Verwaltung und unserer Armee: All das wird im Lichte unmittelbarer persönlicher Eindrücke lebendig und kurz geschildert.

Weltkrieg und Schaubühne

Ein Vorschlag zu ihrer Erneuerung.
Von **Dr. Arthur Dinter**.
Preis M. 1.—

Dr. Dinter, der unermüdete Vorkämpfer einer geistig hochstehenden deutschen Schaubühne, deckt hier mit rückhaltloser Offenheit die Mängel im derzeitigen Theaterbetrieb auf und weist Mittel und Wege, wie das herrschende System erfolgreich überwunden und dem deutschen Volke eine Schaubühne geschaffen werden kann, die eine Stätte der Erhebung und Bildung sowie der nationalen und sittlichen Kräftigung wird.

Wenn die Waffen ruhen!

Beiträge zur Bevölkerungspolitik nach dem Kriege.
Von **Georg Wilh. Schiele**. — Preis geheftet M. 1.50

Das Buch gibt einen Grundriß einer großzügigen Sozialpolitik, die, sich an die Leitsätze des im Geiste des Freiherrn vom Stein wirkenden Generallandschaftsdirektors Kapp in Königsberg anlehnd, bestrebt ist, die Kräfte des Einzelnen wie die des ganzen Volkes zielbewußt zu heben. Die Abhandlungen über Boden, Bevölkerung, Siedlungspolitik, Schule und Steuern bieten ganz neue Gesichtspunkte und werden weite Kreise unseres Volkes veranlassen, umzulernen.

Krieg und Rassenhygiene

Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege.
Von **Geza von Hoffmann**. — Preis 80 Pfg.

In diesem Büchlein ist eine klare Zusammenstellung der rassenhygienischen Maßnahmen geboten, die berufen sind, die dem Volkstörper zugefügten Schäden des Krieges wieder wertzumachen. Die Frage der Volksmehrung, des Siedlungswesens, der Mutterschaft usw. werden mit praktischen Anregungen unter einheitlichem Gesichtspunkte beleuchtet. Die leicht verständliche Schrift sei jedem empfohlen, dem die ungebrochene Zukunft des deutschen Volkes am Herzen liegt.

Der Koloz auf tönernen Füßen

Gesammelte Aufsätze über Rußland
Herausgegeben von **A. Ripke**
Geheftet M. 2.50.

Das Buch enthält folgende Beiträge: Prof. Dietr. Schäfer: Unser Volk inmitten der Mächte. — A. Ripke: Die moskowitzische Staatsidee. — Archivrat P. Karge: Rußland ein Nationalitätenstaat. — D. Donzow: Das veränderte Rußland. — Dr. Neumann-Frohman: Das Wirtschaftsleben der russ. Grenzländer. — Prof. R. Eucken: Finnland und die Finnländer. — Prof. Joh. Haller: Die baltischen Provinzen. — Ripke, Die Litauer und Weißrussen. — E. Wasielewski: Die politischen Parteien in Rußisch-Polen. — Eug. Lewitzky: Die Ukraine. — A. Dirr: Der Kaukasus. — A. O. Jussuff: Die Mohammedaner in Rußland.

Soeben erschien, herausgeg. vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit:

An den Grenzen Rußlands.

Elf Abhandlungen aus der Sammlung „Der Weltkrieg“.

Der Krieg und die Polen (Bachem), Das russische Volk (Keyser), Die russische Kirche (Merkle), Kurland (Brentano), Der Weltkrieg und Litauen (Brunavietis), Litauen und Bessarabien (Schemaitis), Die Ukraine (Kisky), Die Russen in Lemberg (van Gember), Rumänien (Krauß), Bulgarien (Krauß), Rußland Serbiens Totengräber (Gopcevic) 1916. 8 (228). Mk. 2.80

Volksvereins-Verlag G. m. b. H., M. Gladbach.



Deutschland Tatsachen und Ziffern

Eine statistische Herzstärkung von D. Trietsch

Mit farbigen graphischen Darstellungen und einer Karte.

Preis Mk. 1.20.

23.—31. Tausend.

Die Schrift gibt ein herrliches
Bild deutscher Leistungskraft.

In gedrängter Kürze und in einer höchst übersichtlichen Form, die durch farbige graphische Darstellungen weiter verdeutlicht ist, wird in einem reichlichen Dubend kurzer Kapitel gezeigt, wie die drei Länder Deutschland, England und Frankreich sich auf den verschiedensten Gebieten zu einander verhalten. Die Endergebnisse sind verblüffend, sie zeigen uns klar die Gründe

warum wir siegen werden!

— Ein Buch zum Mutmachen. —

J. F. Lehmanns Verlag in München SW. 2

Paul Heyse-Strasse 26.

Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafen-Strasse 31.

Wir empfehlen folgende Verlagswerke:

Gurlitt, Prof. Dr. Cornelius, Die Baukunst Konstantinopels. 206 Tafeln im Format 56:36 cm nach photographischen Originalaufnahmen u. Zeichnungen u. 112 Bog. Text mit 224 Abb. Preis M. 264.—

Dank der Vermittlung des deutschen Botschafters in Konstantinopel, Herrn Marschall von Bieberstein, hat seine Majestät der Sultan eine Kabinettsordre (Irade) auszugeben geruht, nach der es dem Herausgeber gestattet wurde, erstmalig in den grossen, sonst schwer zugänglichen Moscheen und Profanbauten der türkischen Reichshauptstadt zu zeichnen und photographische Aufnahmen zu machen. Von dieser Erlaubnis hat der Herausgeber auf wiederholten Studienreisen nach Konstantinopel und Vorderasien trotz mancher Schwierigkeiten umfassenden Gebrauch gemacht. Nach Gurlitts Dispositionen hat die Verlagsbuchhandlung durch eigene Photographen im Laufe mehrerer Monate zirka 200 Grossfolio-Aufnahmen nach der Natur herstellen lassen, die zu den vornehmsten Arbeiten dieser Art gehören. Nach den Aufmessungen des Herausgebers sind ferner die Grundrisse, Schnitte und Ansichten, sowie Darstellungen der wichtigsten Einzelteile der Bauten aufgezeichnet und auch Rekonstruktionen hergestellt worden. Manche bisher nur oberflächlich bekannte Anlagen kommen dabei zum ersten Male zu sachgemässer Wiedergabe. Der reich illustrierte Text gibt die nötigen technischen Aufklärungen sowie Reproduktion älterer Aufnahmen.

So erschliesst das Werk einen Einblick in das gewaltig reiche Bauwesen der beiden grossen Zeiten der Weltstadt: In die antik-byzantinische und in die mit Unrecht unterschätzte türkische. Es bietet einen bisher ungenügend gehobenen Schatz künstlerischer Anregung und kunstgeschichtlicher Erkenntnis dar.

Alte Bauten in Bulgarien von Regierungsbaumeister Dr. Ing. Max Zimmermann, herausgegeben von Cornelius Gurlitt. Lieferung 1: **Mesembria.** 19 Tafeln im Format 53:36 cm. Lichtdruck nach Naturaufnahmen und zeichnerischen Darstellungen (Grundrissen, Aufrissen, Wiederherstellungen) nebst 2 Bogen Text mit Abbildungen. — Vollständig in 5 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 30 Mark.

Beiträge zur Bauwissenschaft. Von den Kgl. Technischen Hochschulen genehmigte Doktor-dissertationen.

Heft 13. Dr.-Ing. H. Wilde, Brussa, eine Entwicklungsstätte Türkischer Architektur in Kleinasien unter den ersten Osmanen. 136 Seiten 19:29 cm mit 222 Abbildungen und vier Farbentafeln. Broschiert M. 9.—.

Heft 16. Dr.-Ing. Oskar Reuther, Das Wohnhaus in Bagdad und anderen Städten des Irak, 119 Seiten 19:29 cm mit 261 Abbildungen. Broschiert M. 6.—.

Heft 18. Dr.-Ing. Julius Jordan, Die Konstruktionselemente assyrischer Monumentalbauten. 42 Seiten 19:29 cm mit 26 Abbildungen. Broschiert M. 3.—.

Heft 21. Dr.-Ing. Karl Wulzinger, Drei Bektaschi-Klöster Phrygiens. 79 Seiten 19:29 cm mit 69 Abbildungen und 3 Doppeltafeln. Broschiert M. 5.—.